Peace Counts. DIE ERFOLGE DER FRIEDENSMACHER

Lorem ipsum dolor sit amet, consectetuer adipiscing elit, sed diam nonummy nibh euismod tincidunt ut laoreet dolore magna aliquam erat volutpat.

Peace Counts. DIE ERFOLGE DER FRIEDENSMACHER

Inhalt

01/Grußwort ..... Seite 5
02/Das Projekt Peace Counts - Tilman Wörtz ..... Seite 7

Die Reportagen

03/Kolumbien. Ball statt Revolver ..... Seite 12
04/Mali. Die Rückkehr der Wüstenritter ..... Seite 20
05/Brasilien. Vivario. Es lebe die Favela! ..... Seite 24
06/Philippinen. Inseln der Ruhe im Rebellenland ..... Seite 30
07/Sri Lanka. Herr Narasingham und der Aufbau Nord ..... Seite 34
08/Mazedonien. Elena vermittelt ..... Seite 40
09/Nordirland. Zwei Exterroristen und der kalte Frieden ..... Seite 44
10/Japan. Tacheles reden auf offener See ..... Seite 52
11/Israel. Lernort für friedliche Gespräche ..... Seite 56
12/Südafrika. Schwere Jungs, sanfte Hand ..... Seite 62

Das Projekt

13/Wie man Frieden macht - Michael Gleich ..... Seite 68
14/Die Fotografen ..... Seite 72
15/Die Autoren ..... Seite 76
16/Das Projekt Peace Counts School ..... Seite 77
17/Literatur / Materialien / Internet ..... Seite 78

Caption folgt:

Lorem ipsum dolor sit amet, consectetuer adipiscing elit, sed diam nonummy nibh euismod tincidunt ut laoreet dolore magna aliquam erat volutpat.

01/ *„Frieden ist doch langweilig“*

von Joe Doherty

Weit hinten, hinter den Wortbergen, fern der Länder Vokalien und Konsonantien leben die Blindtexte. Abgeschieden wohnen Sie in Buchstabhausen an der Küste des Semantik, eines großen Sprachozeans.
Ein kleines Bächlein namens Duden fließt durch ihren Ort und versorgt sie mit den nötigen Regelialien. Es ist ein paradiesmatisches Land, in dem einem gebratene Satzteile in den Mund fliegen.
Nicht einmal von der allmächtigen Interpunktion werden die Blindtexte beherrscht - ein geradezu unorthographisches Leben. Eines Tages aber beschloß eine kleine Zeile Blindtext, ihr Name war Lorem Ipsum, hinaus zu gehen in die weite Grammatik. Der große Oxmox riet ihr davon ab, da es dort wimmele von bösen Kommata, wilden Fragezeichen und hinterhältigen Semikoli, doch das Blindtextchen ließ sich nicht beirren.
Es packte seine sieben Versalien, schob sich sein Initial in den Gürtel und machte sich auf den Weg. Als es die ersten Hügel des Kursivgebirges erklommen hatte, warf es einen letzten Blick zurück auf die Skyline seiner Heimatstadt Buchstabhausen, die Headline von Alphabetdorf und die Subline seiner eigenen Straße, der Zeilengasse. Wehmütig lief ihm eine rethorische Frage über die Wange, dann setzte es seinen Weg fort. Unterwegs traf es eine Copy. Die Copy warnte das Blindtextchen, da, wo sie herkäme wäre sie zigmal umgeschrieben worden und alles, was von ihrem Ursprung noch übrig wäre, sei das Wort „und“ und das Blindtextchen solle umkehren und wieder in sein eigenes, siche-

Guerilleros haben ihn zum Krüppel geschossen, mit dem Rollstuhl, den Pater Giovani besorgt hat, gewinnt der Junge ein Stück Freiheit zurück.

02/ „Frieden ist doch langweilig“

von Tilman Wörtz

„Frieden ist doch langweilig“. Diesen Satz hörten wir zu Beginn des Projekts Peace Counts immer wieder. Er wurde von Redakteuren gesprochen, denen wir Themenvorschläge gemacht hatten, in der Hoffnung, sie würden unsere Reportagen über Friedensmacher in ihren Magazinen veröffentlichen. Wir ließen uns nicht entmutigen. Peace Counts-Reporter und -Fotografen reisten dennoch in die Krisenregionen der Welt, immer auf der Suche nach Menschen, die erfolgreich Konflikte mit friedlichen Mitteln lösen.

Vor Ort geschah dann Folgendes: sehr wenig. Keine Bombeneinschläge, keine waffenstarrenden Kämpfer. Dagegen nette Gespräche mit Leuten, die sehr unspektakuläre Dinge tun wie reden, tanzen, Gemüse anbauen, Fußball spielen. Da wird der Reporter nervös, der Fotograf will endlich an seine Bilder. Die Abreise wird in Erwägung gezogen.

Wenn man diesem Impuls nicht gleich nachgibt, wird man mit der Bekanntschaft von Menschen wie Pater Bert Layson und seiner Lebensgeschichte belohnt. Ein kleiner Mann, der schüchtern die Hand vor den Mund hält, wenn er lacht. Mit fünf Jahren arbeitet er frühmorgens vor Schulbeginn auf Zuckerrohrplantagen in Mindanao, Süd-Philippinen, um der Familie das Überleben zu sichern. Er wird Priester, sein Bischof von Islamisten ermordet. Verbittert gibt Pater Bert die Hoffnung auf Verständigung zwischen Christen und Muslimen auf. Der Krieg holt ihn ein. Flüchtlinge – muslimische – suchen in seinem Konvent vor den Bombardements Schutz. Ihre Kinder sterben an Infektionen, ihre Eltern sehnen sich nach Frieden.

„In jedem Menschen steckt ein guter Kern“, sagt Pater Bert seither. Er hält an dieser Überzeugung fest, obwohl sich auf Mindanao Christen und Muslime für Mörder halten. Er bringt sie an einen Tisch, überzeugt sie nach langen Gesprächen, ihre Gemeinden zur waffenfreien Zone zu erklären. Er überquert feindliche Linien, um in Rebellencamps und Armeelagern Sicherheitsgarantien für die Friedenszone zu bekommen.

Zu seinen Mitarbeitern gehört auch der ehemalige muslimische Rebellenkommandeur Baba Butz, für den in Pater Berts kleinem Zimmer ein Teppich eingerollt an der Wand lehnt, damit Baba Butz zu den vorgeschriebenen Zeiten beten kann. Die Gefechte auf Mindanao flammen immer wieder auf. Pater Bert schreibt mir ab und an eine E-Mail, in der er das Elend der Flüchtlinge schildert – und dass sich die Friedenszone inmitten all dieses Wahnsinns weiter ausdehnt. Für mich ist Pater Bert der beeindruckendste Mensch, dem ich in meinem Reporterleben je begegnet bin.

Er hat noch keinen Nobelpreis gewonnen. Ebensowenig der Tamile Singham, der ganze Dörfer wieder aufbaut, obwohl nur ein

paar Kilometer weiter Bomben krachen. Oder die ehemaligen Gangleader in Kolumbien, die Fußballturniere organisieren, um herumstreunende Jugendliche von Überfällen abzuhalten. Diese Friedensmacher halten an ihrer oft ruhmlosen Arbeit fest, weil sie wissen, dass sie die Welt genau dort verändern, wo sie am schlimmsten ist.

Peace Counts selbst hat von ihrer Beharrlichkeit gelernt. Wenn die Jahre lang durchhalten, hielten wir uns vor, können wir doch nicht nach nur ein paar Tagen Stift und Kamera hinschmeißen. Wir haben stattdessen eine geeignete Form gesucht, um auch Redakteure und Leser die Begeisterung zu vermitteln, die Menschen wie Pater Bert oder Singham bei einer persönlichen Begegnung auslösen. Wir haben Reportagen in Text und Bild gewählt, die an einzelnen Personen entlang erzählt sind.

Das Ergebnis hat viele Redaktionen in Deutschland überzeugt: Stern, Focus, Süddeutsche Zeitung, Sonntag Aktuell oder Frankfurter Rundschau fanden Frieden plötzlich nicht mehr öde, sondern aufregend genug für seitenlange Strecken. Der WDR-Hörfunk sendete eine 18-teilige Serie. Petra Gerster (ZDF „heute") und Peace Counts-Gründer Michael Gleich haben gemeinsam das Buch „Die Friedensmacher" mit den zehn besten Reportagen herausgegeben. Auch in anderen europäischen Ländern weckten die Geschichten der Friedensmacher Interesse, wie zum Beispiel bei El Pais, der größten spanischen Tageszeitung, oder Lo Specchio in Italien.

Das Projekt Peace Counts glückte letztlich, weil wir mit viel Aufwand und Zeit recherchierten und damit abbilden konnten, was Frieden im Gegensatz zu Krieg ist: Ein Prozess, kein Ereignis. So eine Arbeitsweise kostet Geld. Ohne die finanzielle Unterstützung des Instituts für Auslandsbeziehungen (IFA), Projektbereich zivik, wäre Peace Counts nicht möglich gewesen.

Wie von selbst, fast überraschend, ergab sich eine ganz neue Richtung des Projekts: Vom Journalismus zur Pädagogik. Dass Journalismus Grenzen hat, merkten wir bei der Fotoausstellung von Peace Counts auf dem International Shanghai Arts Festival 2005: Die Betrachter betrachteten, beim Durchschlendern, viel zu kurz. Ohne die Chance, Fragen zu stellen oder Meinungen auszutauschen. Peace Counts will aber ein tieferes Verständnis für Hintergründe und mögliche Lösungen von Konflikten vermitteln, gerade junge Menschen vielleicht zu eigenem Handeln ermutigen.

Bereits im Buch „Die Friedensmacher" lag eine CD-ROM für den Schulunterricht bei, die vom Institut für Friedenspädagogik Tübingen erstellt wurde. Das Institut hat auf der CD-ROM aufbauend Lernzirkel entwickelt, durch die Motivationen und Methoden der Friedensmacher

verständlicher werden. Angeleitet durch Pädagogen legen Schüler und Erwachsene mit Fotos von Peace Counts eigene Bildstrecken, vergleichen Biografien von Friedensmachern, diskutieren Strategien der Konfliktschlichtung.

Phase zwei von Peace Counts hatte im Rathaus Stuttgart Premiere, als kulturelles Rahmenprogramm zur Fußballweltmeisterschaft. Auf der Ausstellung als Plattform veranstaltete das Institut für Friedenspädagogik Workshops mit Stuttgarter Schülern. Der Ex-Terrorist und Jugendarbeiter Joe Doherty kam als leibhaftiger Friedensmacher aus Belfast angereist und verführte selbst notorisch desinteressierte Jugendliche zum Zuhören.

Das Experiment, Pädagogik und Journalismus zu vereinen, ist geglückt. Mit Unterstützung der Robert Bosch-Stiftung tourt die „School for Peace" nun durch Baden-Württemberg. Und weit darüber hinaus: Peace Counts kehrt mit Workshops und Ausstellung auf einer „Tour de la Paix" in die Krisenregionen zurück, in denen die Fotos entstanden sind.

Erste Station war im Februar Colombo, Sri Lanka. Die Erfahrungen sind ermutigend: Menschen in einem Krisenland sind paradoxerweise für Geschichten über Friedensmachern aus anderen Ländern offener, weil ihr Blick weg von der Selbstbeschau als Opfer oder den üblichen politischen Streitereien hin zu möglichen Lösungen schweifen kann.

Vielleicht kommt ein Schüler der „School for Peace" auf die Idee für eine eigene Initiative? Wie die Arbeit der Friedensmacher muss sie nicht gleich Nobelpreis verdächtig sein. Vielleicht hat jemand einen Vorschlag, wie sich Schulpausen ohne Hänseleien und Prügel verbringen lassen? Oder es ergibt sich eine Partnerschaft mit dem Projekt eines Friedensmachers – in Südafrika, Brasilien oder auf den Philippinen? Auch dort gibt es viele Schulen. Oder ein Jugendlicher beschließt gar, beruflich in diesen Ländern tätig zu werden?

Vielleicht macht es jemand auch einfach nur Spaß zu sehen, dass die Welt selbst in Krisenregionen nicht so penetrant trist ist, wie in den Medien oft dargestellt. Wir hoffen jedenfalls, nach vier Jahren Peace Counts genügend Beweise für die Behauptung gesammelt zu haben, dass Frieden nicht langweilig sein muss.

Die Reportagen

Eine runde Sache: Allein in Medellin kicken schon mehr als 12.000 Spieler unter dem Motto „Fußball für den Frieden".

Kolumbien

Werben mit Stars: Mit Autogrammkarten bekannter Spieler weckt John Jairo bei Schülern in der Comuna 13 die Lust auf Fußball.

03/ *Ball statt Revolver*

Autor: Uschi Entenmann, Zeitenspiegel
Fotograf: Uli Reinhardt, Zeitenspiegel

Heute ist ein guter Tag. Erstmals kommt eine Mannschaft aus Medellíns Stadtviertel Manrique in die Comuna 13. Jeden Moment müssten die Spieler in ihrem klapprigen Lastwagen am Rand des Platzes auftauchen, wenn sie sich nicht im Gassengewirr zwischen den abertausend Häuschen und Hütten verfahren haben, die am Steilhang über Medellín kleben. Die Comuna 13 gilt als eine der gewalttätigsten Siedlungen Südamerikas, beherrscht von Mördern, Dealern und Dieben.

Dennoch ist Carlos, 45, zuversichtlich: „Fussball ist das Einzige, was hier zählt. Nur über ihn kommt man an die Leute heran." Er schwenkt seine Pranke über die Gasse vor seiner Holzhütte, wo eine Horde Jungen einem eiförmigen Uraltball nachjagt. „Alle kicken. Fussball ist deshalb so ziemlich das Einzige, was alle respektieren."

Wilmar kommt gerade aus seiner Hütte, die er ein paar Schritte vom Platz entfernt aus Abfallholz zusammengenagelt hat. Wilmar ist Anfang zwanzig und bolzt seit drei Jahren unter dem Emblem „El Golombiao".

„Viele meiner Freunde sind tot", sagt er. „Es ist die Hölle hier." Linke und rechte Guerilla und Banden terrorisieren das Viertel. Wer bei den Behörden auspackt, wird liquidiert. Ein Verdacht genügt. „Einmal haben sie uns aus dem Bus geholt. Mich und ein paar Jungs liessen sie laufen. Die anderen fanden wir später. Verbrannt, mit abgezogenen Fingernägeln."

Keine Langeweile auf der Straße: Fußball ist für viele Kinder im tristen Alltag der Comuna ihr Ein und Alles.

Der Konflikt: Jugendbanden terrorisieren ganze Stadtviertel
Die Friedensmacher: ehemalige Bandenführer und Trainer wie John Jairo
Ihre Lösung: Fußballturniere mit speziellen Regeln

Gleich muss er aufs Spielfeld, denn inzwischen sind die Gegner aus Manrique eingetroffen. Ihr Coach, der 30jährige John Jairo, stapft auf Carlos zu. Beide sind aus demselben Holz geschnitzt, stammen aus Vierteln, in denen Armut und Arbeitslosigkeit herrschen, waren Mitglieder von Banden, die Schutzgelder erpressten. „Jeden Abend gingen wir zum Busbahnhof und kassierten bei den Fahrern ab", berichtet John Jairo. „Die zahlten alle."

Heute stehen sie auf der anderen Seite, sind in ihren Vierteln, den so genannten Barrios, Respektspersonen vom Rang eines Bürgermeisters. Sie wissen, wie man mit Bandenführern, Polizeichefs und der Stadtverwaltung umgehen muss.

Gemeinsam mit Carlos organisiert John Fussballturniere, zu denen Teams aus anderen Barrios anreisen. Vielleicht die einfachste und zugleich wirkungsvollste Maßnahme, in den Slums von Medellín Frieden zu stiften.

„Auf dem Platz kann man sich mit anderen Kerlen messen, ohne dass einer dabei draufgeht. Und wer gut spielt, imponiert den Mädchen", erklärt Carlos. „Die meisten hängen rum und kommen zu uns, um überhaupt etwas zu tun."

Das Arbeitslosenheer wird immer grösser. Nirgendwo gibt es zudem so viele Binnenflüchtlinge wie in Kolumbien: 1,5 Millionen sind aus ihren Dörfern in die Städte geflohen, weil sich linke Guerilla und rechte Paramilitärs vor ihrer Haustür bekriegen. In den Barrios von Medellín kommen sie vom

Regen in die Traufe. Arbeitslosigkeit und Bandenkriege bestimmen insbesondere in der Comuna 13 den Alltag.

Am schlimmsten wüteten die jungen Auftragskiller, die Sicarios. Sie terrorisierten die Bevölkerung so gnadenlos, dass sich die Regierung vor anderthalb Jahren gezwungen sah, das Viertel in einer Militäraktion mit Hubschraubern und Panzern zurückzuerobern. Ist es seitdem friedlicher geworden? „Na ja", sagen die beiden Männer, „es ist besser geworden. Aber die Verbrecher machen die Gegend immer noch unsicher."

Auch der Deutsche Jürgen Griesbeck sorgt seit zehn Jahren dafür, dass sich die Lage ein wenig beruhigt. Der 39-jährige Sportwissenschaftler und Soziologe reiste 1993 im Rahmen eines Forschungsprojekts der Kölner Sporthochschule nach Medellín. Dort musste er ein Jahr später miterleben, wie Andrés Escobar, Spieler der kolumbianischen Nationalmannschaft und des Traditionsvereins Atlético Nacional de Medellin, auf offener Strasse erschossen wurde. Angeblich, weil ihm bei der FIFA Fussball-Weltmeisterschaft 1994 in den USA ein Eigentor unterlaufen war, das Kolumbien vorzeitig aus dem Turnier warf.

Griesbeck war über solch mörderischen Fanatismus schockiert und gleichzeitig von der Leidenschaft fasziniert, die Fussball entfesselt. Er fragte sich, ob sich die Obsessionen, die es weckt, nicht auch in friedliche Bahnen lenken liessen. Die Regeln, die er daraufhin entwickelte, erregten zunächst einiges Aufsehen.

Sie schrieben unter anderem vor, dass in jeder Mannschaft mindestens zwei Frauen mitspielen müssen und eine von ihnen das erste Tor erzielen muss, wobei ein Team nicht allein durch Tore, sondern auch durch Fairness im Zweikampf mit dem Gegner gewinnen kann. Ein Regelwerk, das den Machos in der Comuna 13 absurd erschien. Frauen, so ihr Credo, haben auf einem Fussballfeld nichts zu suchen.

Mit Hilfe eines Sportinstituts besuchte Griesbeck Bandenführer, unter anderem auch John Jairo. Dieser winkte allerdings sofort ab, als ihm der Gast aus Deutschland eröffnete, dass in den Strassenmannschaften Frauen mitspielen sollten. „Aber nach einer Weile kam er zurück", berichtet Griesbeck, „vielleicht wegen der neuen Bälle und Trikots, die wir verteilten."

Doch schon der erste Versuch John Jairos schien ein Desaster zu werden. 18 Teams traten an, alle von Bandenchefs angeführt. Beim sechsten Spiel, in dem die wildesten Kerle aufeinander trafen, verhängte John Jairo eine Minute vor Schluss einen

Kicken statt Prügeln: Auf den Fußballplätzen in der Comuna 13 können sich die Jugendlichen austoben.

Klare Botschaft: John Jairo, selbst ehemaliges Gangmitglied, hat die Seiten gewechselt und wirbt heute in Schulen für sein Fußballprojekt.

Perspektive Fußball: Für Wilmar ist Fußball ein Lichtblick im Ghettoleben.

Elfmeter, der das Spiel entschied. Ein Spieler bedrohte ihn daraufhin mit einer Pistole, andere bewarfen ihn mit Steinen. Erst als der Bandenchef ein Machtwort sprach, konnte sich John Jairo aus dem Staub machen.

„Aber kurz darauf klopfte der Revolverheld an meine Tür und entschuldigte sich", erzählt er. „Der Bandenchef schenkte mir sogar Geld als Zeichen der Freundschaft, und dann liessen wir eine Party steigen, die bis zum nächsten Morgen dauerte."

Unter diesen Vorzeichen konnte man die Pilotphase des Projektes „Futbol por la paz" einleiten, zumal der Bürgermeister von Medellín vom Projekt sehr angetan war und öffentliche Gelder bereitstellte. Griesbeck erinnert sich: „Bald hatte ich allein in Manrique 70 Sportleiter, die bereit waren, die Grenzen zwischen den Vierteln zu öffnen". Nach ein paar Monaten waren es 500, nach einem Jahr 1.200 Teams und 12.000 Spieler allein in Medellin.

Unter dem Motto „Futbol por la Paz", Fussball für den Frieden, machte das Projekt landesweit Schule und wurde im Herbst 2002 von der kolumbianischen Regierung übernommen, die es in „El Golombiao" umbenannte und auf das ganze Land ausdehnte. Heute spielen 17.000 Jugendliche in 1.600 Mannschaften.

Die (Spiel-)Regeln werden inzwischen allgemein akzeptiert und kommen dem Spielfluss zugute, der kaum noch von Fouls oder Streit unterbrochen wird. Entscheidend jedoch ist, dass sich die Mannschaften nicht aus Vereinen, sondern aus dem unerschöpflichen Fundus der Strassenkicker rekrutieren.

„Jeder darf mitspielen: Diebe, Dealer, Säufer, Kiffer, Killer. Wir schließen keinen aus, sie müssen nach unseren Regeln spielen", sagt Coach John Jairo und ist stolz darauf".

Unterstützt wird „El Golombiao" in Kolumbien von nationalen Geldgebern, UNICEF und der Deutschen Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit. Es gehört inzwischen zum globalen Netzwerk „Streetfootballworld" mit Sitz in Berlin. Träger ist die Stiftung Jugendfußball, deren Präsident der ehemalige deutsche Nationalspieler und Bundestrainer Jürgen Klinsmann ist.

„Genialer Fußball entsteht auf der Strasse, nicht in Vereinen", sagt Klinsmann, der nicht zuletzt deshalb weltweites Ansehen errang, weil er im ungestümen Stil eines Straßenfußballers stürmte. „Genialer Fußball hat etwas Wildes und Anarchisches, ist ganz und gar kein bürgerlicher Sport". Weltklasse-Spieler

Mädchen erwünscht: Das Regelwerk eines Deutschen sieht vor, dass jede Mannschaft mindestens zwei Spielerinnen hat.

Auf geht's zum Turnier: Beim Kampf um den Pokal kommen junge Mannschaften auch schon mal in weiter entfernte Viertel von Medellin.

seien unangepasste Typen, die bedingungslos um den Sieg kämpften. „An diese wilden Kerle kommt kein Verein heran."

„Vamos!" schreit John Jairo und schart seine Kerle um sich, dazwischen auch seine 30-jährige Frau Yasmin und die 14-jährige Tochter Jorani. Nervös trippelnd lassen sie die Litanei über sich ergehen, mit der John Jairo den Teams wieder mal die Regeln predigt. Nicht nur Tore zählen, auch Schimpfworte und Fouls fallen ins Gewicht, aber auch faire Gesten, zum Beispiel, wenn ein Spieler einem anderen auf die Beine hilft. „Und vergesst nicht: Das erste Tor muss eine Frau schiessen. Los geht's!"

John Jairo steht am Spielfeldrand, seine Augen leuchten: ein Team aus Manrique inmitten der Comuna 13 – und keinem wird ein Haar gekrümmt! Das ist schon ein kleines Wunder. „Ich organisiere das Spiel, bin aber nicht Schiedsrichter. Einen solchen gibt es nicht, denn die Teams sollen ihre Konflikte selbst regeln. Die Kerle lernen, ihren Frust zu kontrollieren. Und Mädchen sind gute Schlichter, doch nur, wenn sie als Spielerinnen dabei sind", sagt John Jairo.

Was für ein faires Spiel! Alle johlen, wenn ein Tor fällt. Bald wird John Jairo die Teams an einen lokalen Trainer übergeben und sich um neue Mannschaften kümmern. John Jairo und Carlos steigen nach dem Spiel über Betontreppen einträchtig ins Tal hinab, zu einer Schule, in der sie die Direktorin Magdalena Caro empfängt. Sie setzt Hoffnungen in das Fußballprojekt. „Von unseren 1.000 Schülern wird jeden Monat mindestens einer ermordet", sagt Senora Caro. Keine Überraschung für Carlos, dessen Sohn im Jahr 2003 erschossen wurde. Darüber reden mag er nicht.

„Versucht euer Glück", sagt die Schulvorsteherin zu den Männern, die von Klassenzimmer zu Klassenzimmer wandern, wo John Jairo das Spiel erklärt und die Namen der Jungen und Mädchen notiert, die mitmachen wollen.

Nach einer Stunde hat er 55 Spieler angeworben. Morgen werden sie in der nächsten Comuna für „El Golombiao" auf Werbetour gehen.

Wie viele Spieler gibt es? Sie zucken mit den Schultern und grinsen über ihr Narbengesicht. „Unzählige", sagt John Jairo, und Carlos ergänzt: „Auf jeden Fall genug, um 100.000 Mal für den Frieden zu kicken."

Alles in Allahs Hand: Tuareg aus verschiedenen Clans haben sich in Nord-Mali um Wasserrechte gestritten und schließlich geeinigt. Ihre Hände verweisen symbolisch auf den Einen, der hinter allen Schicksalen steht.

Mali

Zwei Männer, zwei Welten, ein Ziel: Der Tuareg Yehia und der deutsche Entwicklungshelfer Henner Papendieck schaffen zusammen Überlebensstrategien für ein fast verlorenes Land.

04 / *Die Rückkehr der Wüstenritter*

Der Konflikt: Tuareg-Rebellen gegen die Zentralregierung
Die Friedensmacher: Barbara und Henner Papendieck
Ihre Lösung: Geld für Kooperationsbereitschaft

Unterhändler zweier Tuareg-Clans stehen kurz vor einer Einigung im Streit um Wasserrechte. Beim erfolgreichen Abschluss der Gespräche stehen Entwicklungsgelder aus dem Programm „Mali-Nord“ in Aussicht. In befriedete Regionen leitet das deutsche Ehepaar Papendieck Gelder der GTZ (Gesellschaft für technische Zusammenarbeit) und der KfW (Kreditanstalt für Wiederaufbau), um Schulen und Krankenhäuser aufzubauen, Brunnen zu bohren, Bewässerungskanäle anzulegen und Pumpen samt Ausbildung für Mechaniker zu finanzieren, die sie reparieren können. Einem erneuten Ausbruch der Gewalt in Nord-Mali soll durch die Projekte und den Kooperationszwang vorgebeugt werden. In den neunziger Jahren war die Region nach zwei Dürreperioden im Chaos des Bürgerkriegs versunken.

Zwischen Berlin und Bamako: Barbara Papendieck und ihr Mann Henner engagieren sich seit 1994 in Mali, unbeeindruckt von Dürre, Krieg und Heuschreckenplagen.

Die Wüste lebt: Noch liegt das Land im Norden Malis brach, doch schon im nächsten Jahr werden hier Reispflanzen sprießen. Dank eines Agrarprojekts, finanziert mit deutschen Geldern.

Trauriger Rekord: Ein Polizist mit einer von 17.000 beschlagnahmten Pistolen. In Brasilien werden pro Jahr 40.000 Menschen erschossen, mehr als in jedem anderen Land der Welt.

Brasilien

05/ *Viva Rio: Es lebe die Favela!*

Der Konflikt: Drogenmorde in Armenvierteln Rio de Janeiros
Die Friedensmacher: „Viva Rio!" mit ihren knapp tausend Angestellten
Ihre Lösung: Streitschlichtung, Sport und Ausbildung für Jugendliche

Nirgendwo werden so viele Menschen erschossen wie in Brasilien, 40.000 im Jahr. Direkt hinter Rios Traumstränden herrscht Krieg. Im Stadtteil Cantagalo, einst eine Hochburg der Drogenmafia, ist es gelungen, das Morden zu stoppen – dank Vivario, einer Initiative von Unternehmern, Wissenschaftlern, Politikern und Journalisten.

„Ich hab Glück gehabt", nuschelt Eduardo. Fast alle seiner Kumpel wurden erschossen, darunter sein bester Freund Jolo, den ein konkurrierender Drogendealer umgelegt hat. Vor zwei Jahren erwischte es gleich vier seiner Freunde auf einmal. „Man fand sie auf einer Dachterrasse. Nackenschuss". Polizisten haben kurzen Prozess mit ihnen gemacht.

Dass es sich nach all den Toten wieder halbwegs friedlich in der Armensiedlung Cantagalo leben lässt, ist der Organisation Vivario zu verdanken. Sie trat vor zehn Jahren an, die Gewalt in Brasilien einzudämmen. Anlass war ein Massaker, das Polizisten an Straßenkindern vor der Kirche Candelaria verübt hatten. Beauftragt und bezahlt von Geschäftsleuten, die sich durch die bettelnden Kinder vor ihren Schaufenstern gestört fühlten.

Der Kindermord von Rio weckte das Gewissen von Wissenschaftlern, Unternehmern, Künstlern, Journalisten und Politikern, die Strategien gegen die wachsende Zahl von schießwütigen Polizisten und Kriminellen entwickelten. Sie gründeten die Organisation Vivario.

Die Organisation verfügt heute über 1.000 bezahlte Mitarbeiter und 3.000 freiwillige Helfer, die mehr als 500 Projekte in 354 Favelas betreiben. Darunter Sportprogramme für 300.000 Kinder und Schulabschlüsse für 25.000 Jugendliche in Favelas.

Polizeistation XI, Cantagalo. Sargent Vidal, 34, tritt vor seine Männer aus dem 16. Bataillon der Militärpolizei. Er schaltet den Fernseher ein. Auf dem Bildschirm erscheint eine treppenförmige Graphik. Sie besagt, dass sich Konflikte nicht nur mit der Knarre, sondern auch verbal lösen lassen. „Die nächste Stufe ist die Androhung von Gewalt, erst dann kommt die höchste Stufe des Konflikts: die Gewaltanwendung", lehrt Sargent Vidal. „Habt ihr das verstanden?"

In der letzten Reihe sitzt die Soziologin Veronica dos Anjos und nickt zustimmend. Sie hat im Auftrag von Vivario Sargent Vidal und fast 4.000 seiner Kollegen in zahlreichen Kursen die „Verbesserung der Bürgernähe in der polizeilichen Praxis" ans Herz gelegt. Nun prüft sie, ob Vidal sein Wissen richtig weitergibt. Der Offizier hat seine Lektion gelernt.

Seine alte Einheit mied früher die zwielichtigen Ecken des Reviers, stürmte sie nur, wenn zwischen zwei Fraktionen der Drogenmafia heftige Schießereien entbrannten oder Bürger durch Raubüberfälle verunsichert wurden. Drogendealer lauerten auf den Dächern und beschossen die Polizisten, sobald sie einrückten.

Heute schiebt Vidal in Cantagalo mit 16 Polizisten

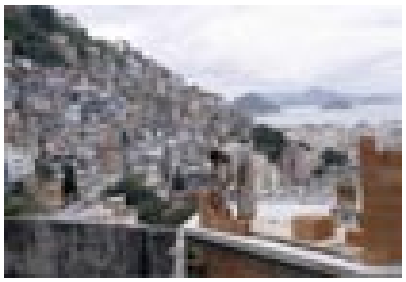
Tag und Nacht Wache. Das kostet die Stadt zwar mehr Geld, rettet aber Leben. Ihr Auftrag lautet Präsenz zu zeigen. Sie sollen Teil der Gemeinde werden, um Verbrechen zuvorzukommen und nicht erst auf Notrufe zu reagieren. Die Idee einer Community Police, für die Vivario die Stadtregierung von Rio de Janeiro gewinnen konnte, stammt aus den USA.
Sargent Vidal schlendert mit etwas Abstand der Patrouille hinterher, die Hände auf dem Rücken verschränkt, das Bäuchlein nach vorn gestreckt. Er deutet auf die umstehenden Häuser: „Hier läuft niemand mehr mit Waffen im Hosenbund rum." Das war vor dem Einsatz der Community Police in Cantagalo anders.

Wie alle anderen Favelas war auch Cantagalo staatsfreier Raum gewesen: Keine Polizei, keine Gerichte, kein Krankenhaus, lange Zeit nicht einmal eine Kanalisation oder betonierte Gassen. Optimale Vorraussetzungen für ein Zwischenlager im Kokainhandel von Kolumbien über Rio nach Europa.

Vivario gewann zuerst die lokale Kirchengemeinde und die Siedlungsgenossenschaft für eine Zusammenarbeit. Ihr Deal lautete: Ihr bekommt eine Kanalisation und betonierte Gassen von der Stadtverwaltung und Bildungsangebote von uns; dafür akzeptiert ihr die neue Polizei.

Auch Sargent Vidal war überzeugt, dass Deeskalation seine eigene Sicherheit erhöhte. Allerdings darf seine Einheit nicht das entscheidende Tabu brechen: keine Einmischung ins Drogengeschäft.

Sternenkrieger: Gewalt ist allgegenwärtig in den Gassen und Hütten der Favelas – sogar auf T-Shirts der Kinder spielt sie eine unheilvolle Rolle.



Bauboom: An den Hängen über der Metropole Rio de Janeiro wuchern die Favelas, die ungeplanten Armensiedlungen.

„Dahinter steckt zu viel Geld", meint er. „Wir können nur die Gewalt eindämmen, die von den Dealern ausgeht. Seit wir hier sind, hat es keinen Mord mehr gegeben – weder an einem Polizisten noch an einem Drogendealer."

Auf einem Mäuerchen hocken ein paar Männer und werfen Brausetabletten in eine Colaflasche. Douglas Rufino, 21, ist dran. Er schaut gelangweilt zu, wie der Schaum überquillt. Zwei seiner Freunde riechen nach Alkohol, alle vier sind arbeitslos. Als er aufsteht und den steilen Weg hinaufgeht, klatschen seine Badelatschen.

Die Freunde, die er gerade zurückgelassen hat, fordern ihn manchmal auf: „Komm, lass uns einen Überfall machen!" Aber Douglas will nicht mehr mitmachen. Er fragt lieber in den Geschäften, ob sie einen Job für ihn haben, anstatt sie zu überfallen.

Douglas latscht an der Polizeistation vorbei zu einem Gebäude aus Beton und Glas, das sich in großem Bogen an den Hügel, den „Morro", schmiegt, hoch über Rio de Janeiro. Der Bau sollte einmal das Hotel Panorama werden, ohne Ausgang zur benachbarten Favela, dafür mit einem Aufzug, der die Hotelgäste in 30 Sekunden von Ipanema bis zum Ausstieg auf dem Morro, bringen sollte. Doch die Bauherren machten Bankrott und die Stadt konfiszierte das Gebäude.

Jetzt besitzt das Hotel Panorama einen breiten Eingang, der sich zur Favela hin öffnet. In den zwei oberen Stockwerken lernen die Kinder aus Cantagalo Rechnen und Schreiben, die beiden Stockwerke unter der Grundschule bezog Vivario.

Kinderstimmen mischen sich im Hall der Gänge mit Befehlen eines Tanzlehrers und dem „Tik-Tok" von Tischtennisbällen. Nebenan trillert eine Pfeife, Körper klatschen ins Wasser und schwimmen um die Wette. Allen zur Seite stets ein Erwachsener im blauen T-Shirt mit der Aufschrift „Professor". Vivario hat eigens Sportlehrer eingestellt, um die Kinder und Jugendlichen in ihrer Freizeit vor Dummheiten zu bewahren. 2.000 kommen jeden Tag.

Douglas geht eine breite Treppe hinunter in sein Klassenzimmer, verstaut seinen Rucksack und wartet, bis der Mathematik-Lehrer den Unterricht beginnt. Die Bücher und Filme über Geschichte, Literatur oder Geographie bekommt er gestellt. „Länge mal Breite gleich Fläche", notiert Douglas. Furchen auf seiner Stirn verraten, wenn er die Linien in seinem Heft nicht versteht.

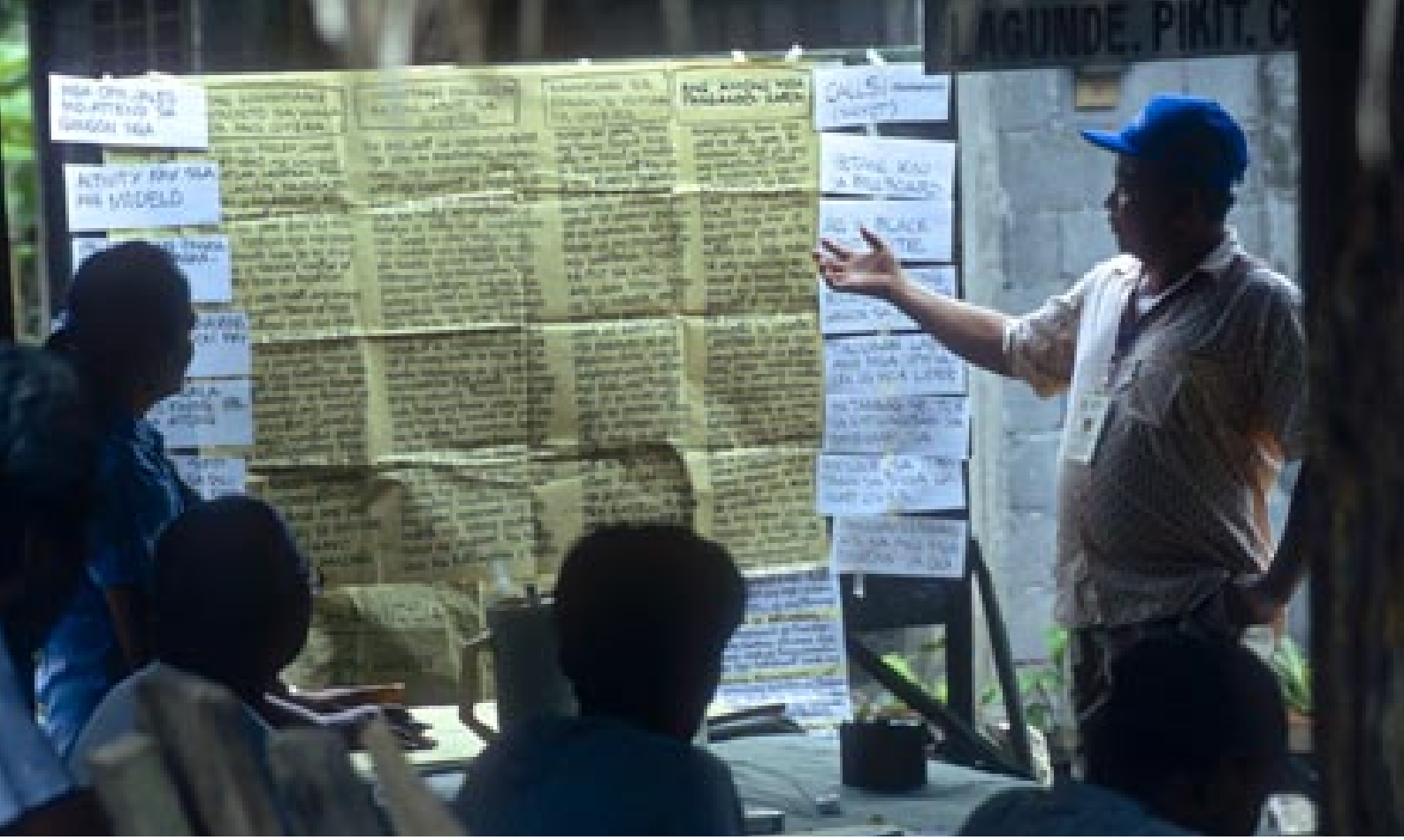
Die Stellenbörse von Vivario hat seinen Lebenslauf im Computer abgespeichert und vergleicht seine Daten regelmäßig mit Stellenanzeigen aus den Zeitungen. Passt eine Anzeige vermittelt Vivario den ersten Kontakt. Das gilt in Rio als Referenz. Schließlich sitzen viele namhafte Unternehmen, Medienleute, Politiker und Wissenschaftler im Verwaltungsrat der Organisation. Douglas will unbedingt die Prüfung in zwei Monaten bestehen, um sich mit dem Zeugnis bei Firmen zu bewerben „Egal für was", sagt er.

Straßenballett: Capoeira heißt der Tanz, der sich aus einer Kampftechnik der Sklaven entwickelt hat und im „Raum Kinderhoffnung" von „Viva Rio!" ein sehr beliebtes Kursangebot ist.

Die Favela im Fokus: Ein Polizist überwacht mit einem Spiegel das Treiben auf den Gassen.

Berufsziel Rebell: Im Sumpf von Liguasan, einem Rückzugsgebiet der Moro-Befreiungsfront, können junge Menschen nur bewaffnet Karriere machen.

Philippinen



Vorsichtige Annäherung: Dorfchefs diskutieren den Ablauf einer Zeremonie, die eine Erweiterung der Friedenszone markieren soll. Auch Vertreter von Rebellen und Armee sind eingeladen.

06/ *Inseln der Ruhe im Rebellenland*

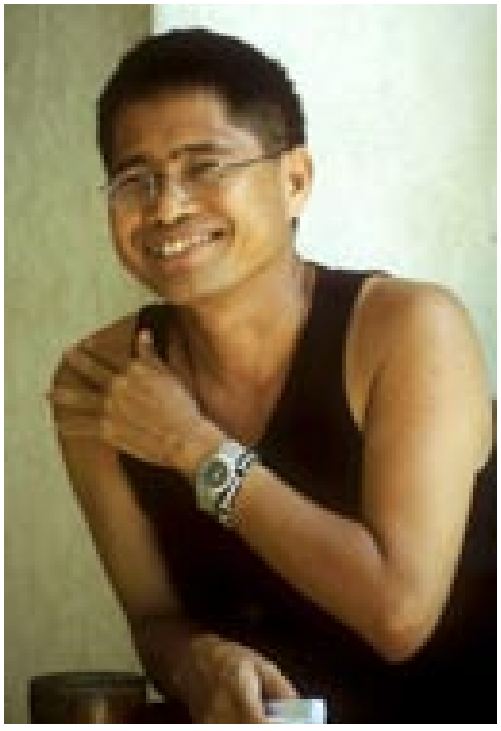
Der Konflikt: Regierungstruppen gegen „Islamische Moro-Befreiungsfront“
Die Friedensmacher: Ein Netzwerk von Bauern, Geistlichen und Politikern
Ihre Lösung: Ausrufung von „Friedenszonen“

Rund vierzig Dörfer auf den Philippinen haben ihr Schicksal in die eigene Hand genommen und sich mitten im Kriegsgebiet zu „Friedenszonen“ erklärt. Der katholische Pater Bert Layson rüstet Reisbauern mit Handys aus, damit sie jeden Verstoß per SMS in Sekundenschnelle melden können. Zu den Mitarbeitern seines „Konvents der Unbeleckten Empfängnis“ in Pikit gehört auch der ehemalige muslimische Rebellenkommandeur Baba Butz, der sich von Pater Bert überzeugen ließ, dass der Bürgerkrieg nichts mit Religion zu tun hat. „Ihr habt doch auch vor dem Krieg gemeinsam die Felder bestellt. Erkennt wieder das grundsätzlich Gute im Anderen!“ predigt Pater Bert bei seinen interreligiösen Fronteinsätzen.

Fotograf: Paul Hahn / laif

Ängste verbrennen: In einer Schule der Friedenszone haben Kinder ihre schlimmsten Erinnerungen an den Krieg auf Zettel geschrieben und lassen sie in Flammen aufgehen.

Ob Christ oder Muslim - Pater Robert Layson glaubt, dass in jedem Menschen ein guter Kern steckt. Aber seine Toleranz endet, wenn Bomben fallen.



Sprache fühlen: Das taubstumme Mädchen Ravindran erfasst über die Vibrationen am Hals ihrer Lehrerin erste Wörter. Dreizehn Taubstummenlehrer gehören zum Stab von SEED.

Sri Lanka

07 / *Rückkehr ins Krisengebiet*

Der Konflikt: Tamilische Bewegung LTTE gegen singhalesische Regierung
Die Friedensmacher: Der Tamile Narasingham und seine Organisation SEED
Ihre Lösung: Wirtschaftlicher Aufbau im Krisengebiet

Der Norden ist Geisterland. Kilometerweit kein Mensch zu sehen zwischen den Ruinen. Häuserwände wirken wie verwundete Haut, übersät von den tiefen Löchern und Narben, die einschlagende Granaten hinterließen. Fensterhöhlen glotzen blind. Die Dachziegel hat der Feuersturm der Mörserkanonen zertrümmert, ein Hurrican die Reste von den verkohlten Balken gefegt.

Anderthalb Millionen Minen sind im Boden vergraben. Sie lassen die heiligen Kühe leben, Sarkasmus des Krieges, sie explodieren nur, wenn das Bein eines Menschen spezifischen Druck auslöst und zerfetzen es. Deshalb sind die Dörfer verlassen. Ein Fahrradskelett, eine bröckelige Steinbank: Klettergewächse überwuchern Relikte in Rekordzeit. Über all die Bomben, die Toten, die große Vertreibung deckt die Natur ein grünes Leichentuch.

Rohini Narasingham geht ins Geisterland, als der Krieg noch tobt. Er kommt aus Berlin. 15 Jahre lang hat er hier gelebt, die Hälfte seines Lebens. Seine Freunde nennen ihn Singham. Wuchernder Vollbart, schmale Gestalt. Er gilt als politischer Aktivist und leidenschaftlicher Überzeugungskünstler. Einer aus Sri Lanka, der es geschafft hatte: deutscher Pass, deutsche Frau, Leben im heimeligen Kiez in Kreuzberg „mit U-Bahn, Vollkornbrot und Sozialversicherung".

Dann der Entschluss, 1995 ins Krisengebiet in den Norden seiner heimatlichen Insel zu reisen. Warum, fragen ihn Deutsche wie Tamilen, dieser Abschied ins Ungewisse?

Es hat mit einem „A" zu tun, und mit Kindern wie der kleinen Ravindran, die versucht, dieses „A" hervorzubringen. A wie Amma, Mutter. Bis Ravindran „Amma" sagen kann, werden noch Wochen vergehen. Aber jedes neue Wort führt heraus aus der hermetischen Welt des Lautlosen.

Ravindran geht in eine Schule für Taubstumme, deren Lehrer von SEED bezahlt werden, der Organisation, die Singham nach seiner Rückkehr gegründet hat. Die englische Abkürzung steht für „Soziale, wirtschaftliche und ökologische Entwickler". In Vavuniya, einer Kleinstadt 250 Kilometer nördlich der Kapitale Colombo, sind mittlerweile 40 Angestellte und 20 Freiwillige dabei.

Ihr Arbeitsfeld ist der Norden Sri Lankas, das Geisterland. Die Region leidet besonders stark unter den Folgen eines blutigen Bürgerkriegs, der 1983 begann und 20 Jahre dauerte. Ausgefochten zwischen der tamilischen Befreiungsbewegung LTTE im Norden und der srilankischen Regierung, kostete er rund 70.000 Leben, trieb anderthalb Millionen Menschen in die Flucht und warf das Land wirtschaftlich um Jahrzehnte zurück. Zerstörte Dörfer, verwundete Seelen.

Auch die meisten der 65 taubstummen Schüler sind Kriegsopfer. Sie haben Vater oder Mutter oder beide verloren. Kinder, die nicht hören und sprechen können, bleiben in Zeiten von Hunger und Flucht als erste auf der Strecke. „Viele Behinderte vegetieren ihr ganzes Leben lang in einer dunklen Hütte," weiß

Singham. Die 14 Lehrer der Schule bringen eine Spezialausbildung in Gebärdensprache und, noch wichtiger, eine unermüdliche Geduld mit.

Das Konzept von SEED ist es, die Lebensbedingungen in möglichst vielen Bereichen zu verbessern. Neben der Schule wurden Siedlungen für einige hundert Kriegswitwen und deren Familien gebaut: komplett mit Häusern, Gärten und Brunnen, mit Dorfläden und einem Gemeindehaus. Die Organisation berät die Bewohnerinnen, wie sie mit Heimarbeit Geld verdienen können, ohne ihre Kinder allein lassen zu müssen. Kümmert sich um Straßenkinder, um die sich sonst keiner kümmert. Und hat eine zwei Hektar große Musterfarm angelegt, auf der ökologische Landwirtschaft erprobt wird. Seed heißt Saat, und in Vavuniya fällt sie auf fruchtbaren Boden.

Als 18jähriger floh er vor den zunehmenden Gewalttaten gegen Tamilen aus Jaffna, der Hauptstadt des Nordens. In Berlin stellte er einen Antrag auf politisches Asyl. Elf Jahre lang kämpfte er um die Anerkennung – vergeblich. Schließlich bekam er den deutschen Pass nur, weil er eine Deutsche heiratete.

Der Mauerfall bedeutete auch für Singham eine Wende. In Berlin und Umgebung nahm die Gewalt gegen Ausländer zu. Brandanschläge auf Asylbewerberheime, Morde an Afrikanern. „Wenn ich schon mein Leben riskiere," sagt er sich, „dann nicht passiv, nur weil meine Haut eine bestimmte Färbung hat, sondern lieber aktiv, indem ich etwas für mein Land tue."

Als er Mitte der Neunzigerjahre in Vavuniya begann, den Bau von Häusern für Kriegswitwen zu organisieren, „ging es mir nicht nur um Ergebnis und Effizienz, sondern vor allem um den Prozess, um den Weg, wie wir zum Ziel gelangen". Eine für srilankische Verhältnisse exotische Kultur prägt die Organisation: Teamgeist, offene Diskussion, keine männliche Vorherrschaft in der Gruppe, jeder putzt mal das Büro – Kreuzberg lässt grüssen.

Das deutsche Geld, so wusste er, würde für zehn Häuser reichen. Als SEED das Vorhaben ausschrieb, meldeten sich 850 Familien. „Wir haben uns die Zeit genommen, mit jeder einzelnen zu reden. Manchmal konnte ich abends nur noch heulen, nach all dem, was mir die Leute von Getöteten und Verschwundenen, von Gefolterten und Vergewaltigten erzählt haben." Für alle wollte Singham etwas tun, alles heilen. Schlimm war für ihn deshalb, zehn auszuwählen - und damit 840 abzulehnen. Im Team wurde beschlossen, landlosen Familien, mit Behinderten oder besonders kinderreichen, den Vorrang zu geben. Nachvollziehbare Kriterien entlasteten das Gewissen.

Gemeinsam rodeten das SEED-Team und die zukünftigen Bewohner ein Stück Dschungel. Sie trugen Holz und Steine auf dem Rücken zur Baustelle, installierten eine Wasserpumpe, die eine Flüchtlingsorganisation gestiftet hatte. Geschützfeuer ganz in der Nähe unterbrach immer wieder die Arbeit.

„Damals entstand in mir so etwas wie ein Vaterinstinkt: Ich, Singham, sorge für Witwen und Waisen. Falsch, das ist völlig falsch. Wir wollen nicht ihre Beschützer werden, sondern ihnen helfen, selbständig zurecht zu kommen." Schon bald nach dem Richtfest begannen die Frauen, Gemüse und Bananen auf ihren Grundstücken anzubauen, verdienten sich mit Seilflechten ein kleines Einkommen. Nach dem ersten erfolgreichen Projekt entstand ein zweites für 65 Familien, derzeit sind ein drittes und viertes für jeweils 270 Familien in Bau.

Und der Bedarf ist riesig. Das Flüchtlingswerk der Vereinten Nationen schätzt, dass auf der Insel noch 700.000 Vertriebene in Lagern leben oder im Land umherirren. Fast täglich werden Minenopfer gemeldet. Dazu die seelischen Verwundungen. In der Region nördlich von Vavuniya waren 97 Prozent

der Kinder Zeugen traumatisierender Ereignisse, Bombardements, Brände oder Tötung von Verwandten. Ein Viertel von ihnen leidet dauerhaft unter den psychischen Folgen der Traumata. Doch gibt es im gesamten Norden und Osten der Insel, den vom Bürgerkrieg am schwersten betroffenen Gebieten, vielleicht drei Psychiater, die solche seelischen Störungen erkennen und behandeln können.

Auch die wirtschaftliche Gesundung wird Generationen dauern. Besonders bremst die Zweiteilung der Insel. Im Waffenstillstand von Februar 2002, der bis heute hält, wurden den Tamil Tigers Gebiete zugesprochen, die sie militärisch und zivil kontrollieren. Damit wurde ein einzigartiger Bürokratie-Zirkus begründet, dessen kuriose Exzesse wenige Kilometer von Singhams Haus zu besichtigen sind. Lastwagen, die nach Norden wollen, werden zuerst von den Soldaten der srilankischen Armee gestoppt. Sicherheitskontrolle!

Unter bewaffneter Aufsicht müssen die Fahrer die Fracht komplett ausladen. Sand, Farbeimer, Dachpfannen oder Kokosnüsse, egal. Ein Heer von Hilfsarbeitern steht bereit, um gegen gute Rupien anzupacken.

Nach Stunden, wenn alles ausgeladen ist, nickt der Soldat, und alles wird wieder hineingeschaufelt. Der Lkw fährt durch 100 Meter entmilitarisierter Zone und gelangt zum Checkpoint der Tamil Tigers. Die gleiche Prozedur: Sand rausschaufeln, Tiger nickt, Sand reinschaufeln. Dann durchquert der Lkw das Gebiet der LTTE, um an dessen Nordgrenze noch zweimal das Ein-Aus-Spiel zu wiederholen. Sisyphos auf srilankisch.

Für SEED bedeutet das, zunächst für das Nötigste sorgen: ein Dach über dem Kopf, sauberes Wasser, gesunde Nahrung. Damit hat die Organisation zwar alle Hände voll zu tun. Aber Singham denkt schon über die nächste Phase nach. Er, der das „Prinzip Durchwurschteln" angesichts täglich neuer Widrigkeiten perfektioniert hat, lebt auf, wenn seine Visionen ehrgeiziger werden, wenn Pläne abheben, Ideen fliegen. „Sri Lanka, glückliches Lanka" – das wird wieder. Schließlich haben Tamilen und Singhalesen hunderte von Jahren friedlich zusammen gelebt.

„Wir dürfen uns nur nicht manipulieren lassen, von Politikern, die Menschen in Kriege hinein hetzen," sagt Singham und malt mit ausgreifenden Gesten Bilder in die Luft, „aber dazu müssen wir etwas lernen, was hier zu Lande fast unbekannt ist: sich einen eigenen Kopf machen, kritisch nachfragen, offen diskutieren."

In seiner Person verschmelzen Kreuzberger Kommune und srilankischer Pragmatismus, ein Amalgam, aus dem sich ungewöhnliche Modelle formen lassen.

Etwa der Ökobauernhof, eine grüne Oase mitten im Geisterland. Im milden, sanftroten Abendlicht wird die Farm zu einem visionären Ort, der spüren lässt, wie fruchtbar und friedlich Sri Lanka sein kann. Seit die eigenen Brunnen Wasser liefern, gedeiht, was als Same in die Erde gesteckt wurde: Banane, Papaya, Ananas, Mango, Spinat, Kohl, Bohnen, Maniok. Bei der Vermarktung arbeiten die Tamilen mit einer singhalesischen Gruppe zusammen. SEED liefert Früchte in den Süden, von dort kommen Biotee und -gewürze. Die offizielle Feindschaft wird ignoriert.

Gegenseitiges Gewinnen. Die Abfälle der einen Pflanze befruchten das Wachstum der anderen, Regenwürmer werden in Dienst gestellt, um aus Erde Dünger zu machen. Deutsche Schäferhunde, australische Langohrziegen und indische Perlhühner wuseln durcheinander, ein animalisches Multikulti. Zwei Pfauen stolzieren auf einem Palmblätterdach herum. Wofür sind die gut? „Die," sagt Singham, „sind einfach nur schön".

Eine kopfstarke Kommune ist entstanden. Sing-

hams Frau und seine Schwiegermutter gehören dazu, Freunde, Farmarbeiter und quasi Adoptierte. Alle unter einem Dach, möglichst viel Leben auf engem Raum. So hat es sich Singham immer gewünscht, seit Berliner Zeiten: die Groß-WG auf dem Lande. Kein Motorenbrummen weit und breit. Ein Ort der Harmonie. Außen.

Doch in den Köpfen der Farmbewohner sieht es anders aus. Es wird noch lange dauern, vielleicht generationenlang, bis das Grollen der Granaten verstummt, die Brände verlöschen, das Dröhnen der Tiefflieger verhallt. Bis es innen drin leiser wird, still.

Tamile mit deutschem Pass: Rohini Narasingham kehrte aus dem Exil in den zerstörten Norden des Landes zurück, um beim Wiederaufbau seiner Heimat zu helfen.

Kriegerwitwen: Frauen, deren Männer im Bürgerkrieg getötet wurden, gehören zu den Ärmsten der Armen. Die Organisation SEED unterstützt sie als Erstes beim Wiederaufbau ihrer Häuser.

Schatten der Vergangenheit: Den Horror noch vor Augen hat sich eine Frau mit ihren Kindern in eine Notunterkunft von Suto Orizari gerettet.

Mazedonien

Nah und doch neutral: Als Mitarbeiterin der OSZE versteht es Elena, Kontakte zu beiden Seiten zu knüpfen.

08 / *Elena vermittelt*

Der Konflikt: Kluft zwischen Mazedoniern und der albanischen Minderheit
Die Friedensmacherin: Elena Gulmadova von der OSZE
Ihre Lösung: Vermittlung zwischen Kulturen

Der Dialog der Kulturen braucht versierte Übersetzer, die nicht nur die Sprache, sondern auch die Ängste und Hoffnungen aller Seiten versteht. Die OSZE (Organisation für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa) achtet darauf, dass nach dem Bürgerkrieg jede Volksgruppe ihren gerechten Anteil an Hilfe und politischer Mitsprache bekommt. Die Tadschikin und studierte Gynäkologin Elena Gulmadova ist wie geschaffen, um für die OSZE zwischen muslimischen Albanern und christlichen Mazedoniern zu vermitteln: Ihr Vater betete zu Allah, ihre Mutter zu Jesus. Sie bringt Christen und Muslime des Dorfes an einen Tisch, wo sich ethnisch motivierte Spannungen auf friedliche Weise lösen lassen. Und bespricht sich mit einer Polizeipatrouille, in der muslimische Albaner und christliche Mazedonier gemeinsam dienen, gerade so, als sei die Einheit aus einem Guss, wie sie selbst.

Fotograf: Uli Reinhardt / Zeitenspiegel

Krieg um Symbole: Granaten der mazedonischen Armee haben die Moschee von Matejce in Trümmer gelegt.

Muslimische Christin: In Elenas Person vereinen sich zwei Kulturen – ihr Vater betete zu Allah, ihre Mutter zu Jesus.

NIKE

Kinder brauchen echte Helden: Joe Doherty (rechts) galt einst als "Kämpfer" der IRA. Heute gibt er sich alle Mühe, den bösen Mythos von einst zu entzaubern.

Abrüstung der Symbole: Joe Doherty vor einem heroischen Wandbild in der New Lodge Road, das er mit sozialkritischen Motiven übermalen lässt.

09/ *Zwei Ex-Terroristen und der kalte Frieden*

Autor: Michael Gleich
Fotograf: Uli Reinhardt, Zeitenspiegel

Nordirland war und ist ein Pulverfass: In den 35 Jahren der „Troubles", wie die Nordiren sagen, wurden fast 4.000 Menschen getötet. 100.000 Exhäftlinge aus dieser Zeit bilden eine traurige Armee von Arbeits- und oft Wohnungslosen – verarmt und traumatisiert.

Aus der Turnhalle dringt das Gebrüll der Jungs, die kicken. Im Foyer, wo die Mädchen abhängen, hämmern Disco-Beats. Mittendrin steht der 48-Jährige Joe Doherty - gelassen, aber auch ein wenig befremdet.

Dauerklingelnde Handys, grünliche Tütenchips als Abendessen. Wundersame Dinge haben die Straßen von New Lodge in Nordirland erobert, während all' der Jahre, die Joe im Gefängnis gesessen hat.

Joe war 15 als er erlebt, wie britische Soldaten Tränengasschwaden in seine Straße schicken, mitten in der Nacht ins Haus eindringen und seine Eltern schlagen. Joe spioniert da bereits für die Irisch-Repulikanische Armee. Er meldet den IRA-Leuten Bewegungen der Soldaten, der verhassten Besatzer. Joe ist stolz, dass durch seine Informationen Attentate auf die Feinde vorbereitet werden.

Mit 17 wird er Soldat. So nennt er das. Terrorist, sagen die Briten dazu. Als Polizisten in seinem Wagen Sprengstoff finden, wird der junge IRA-Kämpfer zu zwölf Jahren Gefängnis verurteilt. Nach Verbüßung von zwei Dritteln der Strafe kommt er frei: ein Mittzwanziger, voll von Rachegefühlen, eine lebende Bombe. Joe beginnt den ersten Mordanschlag zu planen.

Blick in die Vergangenheit: Peter McGuire, einst Terrorist bei der UDA, verlor seinen besten Freund durch ein Attentat – er sieht ihn täglich auf einem Wandgemälde.

Der Konflikt: Katholische IRA, protestantische Paramilitärs, britische Regierung
Die Friedensmacher: Ex-Terroristen Joe Doherty und Peter McGuire
Ihre Lösung: Jugendliche von gewaltfreien Lösungen überzeugen

Heute kreisen seine Gedanken immer wieder um den Toten, der sein Leben verändert hat. Er hieß Richard Westmacott, war ein in Belfast stationierter britischer Elitesoldat und auf IRA-Leute angesetzt. Am 2. Mai 1980 wird der Captain, gerade 28 Jahre alt, erschossen. Auf der Straße ganz in der Nähe des heutigen Jugendclubs. Einer der drei Schützen ist Joe Doherty. „Wir waren alle verantwortlich", sagt Joe heute und: „Es tut mir Leid um jeden, der sterben musste."

Er ist in den Knast gewandert. Von dort wieder ausgebrochen. In die USA geflüchtet. Wieder eingefangen worden. An der New Lodge Road haben sie ihn dreifach lebensgroß auf die Brandmauer gemalt. Er ist ein Held. – Als er 1999, ein Jahr nach dem Karfreitagsabkommen aus dem Gefängnis kommt, lässt er sein Bild auf der Brandmauer übermalen. Es weist jetzt auf die sozialen Probleme der Jugendlichen hin.

„Als ich im Gefängnis saß, schrieben meine Eltern, dass viele Kids an Straßenecken herumlungern, Drogen nehmen und Ärger machen. Da wusste ich, was ich machen will, wenn ich rauskomme," erzählt Joe.

Die Jugendlichen, die heute in den armen katholischen Wohngebieten von Belfast aufwachsen, haben von der Zukunft wenig zu erwarten. Die meisten verlassen die Schule ohne Qualifikation. Lehrstellen sind rar, die Arbeitslosigkeit hoch.

Im Sommer, wenn die Schule geschlossen und

auch sonst nichts los ist, führen die Kids von New Lodge weiter Krieg. Es geht gegen die Protestanten im benachbarten Viertel. Am Interface, der Nahtstelle zwischen den Territorien, versammeln sich die Halbwüchsigen zu Prügeleien. Es fliegen Steine, manchmal Brandsätze. Joe Doherty nennt das einen Aufstand aus Langeweile gegen die Langeweile.

Der Untergrund lockt mit all dem, was für die Jugendlichen auf legalem Weg unerreichbar scheint: viel Geld, freie Zeiteinteilung, willige Girls und die Macht, die ein Gewehr verleiht. Verglichen mit Arbeitslosigkeit klingt dies äußerst attraktiv. „Die Jugendlichen auf beiden Seiten sind gefährdet, in die Szene der Paramilitärs abzudriften." Das will Joe verhindern helfen. Dafür schiebt er Überstunden.

Als Sozialarbeiter will Joe Doherty seine Kids aus der Gewaltspirale lösen. Nicht durch fromme Reden, sondern durch praktische Hilfe: Computerkurse, zum Schwimmen mal raus aus dem Viertel, Bewerbungstrainings, Fußball mit den Jungs. Er holt sie von der Straße. Und damit raus aus dem Wirkungskreis der Untergrundgruppen. Er arbeitet in der Sozialberatung und betreut einen Jugendclub. „Kämpfen führt in die Sackgasse" sagt Joe als einer, der sich mit Sackgassen auskennt. Die Hoffnung, die britische Armee mit Terror zu vertreiben, war eine Sackgasse. Jedes Grab eines Kombattanten war eine. Seine Gefängniszelle war eine. Dass Joe mit der Jugendarbeit auch für sich selber aus der Sackgasse gefunden hat, verleiht ihm hohes Ansehen. Joe predigt keine Gewaltlosigkeit. Sein Kontakt zur IRA ist noch warm, der Frieden noch kaltes Kalkül. Den Kids schärft er zwar ein, die anderen, die Protestanten nicht zu provozieren, aber: „Wenn ihr angegriffen werdet, müsst ihr euch verteidigen." Er sagt, er wolle nie wieder zusehen müssen, wie Katholiken drangsaliert werden, gleichzeitig befürchtet er, die „Troubles" können wieder aufflammen.

Diese Sorge teilt er mit Peter McGuire, seinem Pendant im protestantischen Lager. Rotgesichtig, mit vollem, weichem Mund und Nickelbrille, hat er mehr Ähnlichkeiten mit einem evangelischen Pfarrer als mit einem Terroristen. Wenn der 36-Jährige nachdenkt, presst er die Hände zusammen. Und er denkt viel nach. über Kinder, die verbrannten, weil

Martialische Mauern: In Belfast bemalen paramilitärische Gruppen Hauswände mit Kampfparolen und markieren ihr Territorium.

Das Erbe der Gewalt: Der Frieden vom Karfreitag 1998 steht auf dem Papier. In vielen Köpfen und Herzen ist er noch nicht angekommen.

Freizeitprogramm statt fromme Reden: Joe Doherty entzieht als Jugendarbeiter den Untergrundgruppen den Nachwuchs.

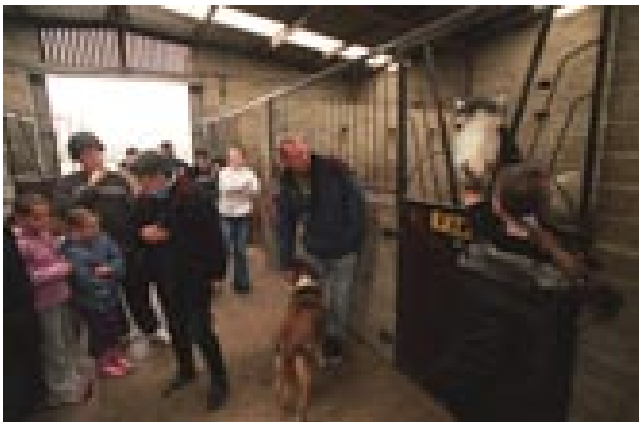
sie nach der falschen Konfession getauft waren. Über Entführungen und Überfälle, an denen er selbst beteiligt war. Über seine Karriere als Terrorist.
Schwer vorstellbar, aber wahr, dass er Menschen überfallen, bedroht, gefesselt, verschleppt hat. Als seine Leute ein katholisches Haus mit Brandbomben bewarfen, starben drei Kinder in den Flammen. „Das hat mich total schockiert. Die Kleinen hätten genauso gut in einer unserer Familien aufwachsen können. Was hatten die mit den ‚Troubles' zu schaffen?", sagt er.

Wenig später verhängte die Führung der UVF die Höchststrafe über einen Kameraden. Peter erhielt den Auftrag, den Mann in den Wald zu locken und zu erschießen. „Der Typ ist mitgegangen, obwohl er wusste, worum es ging. Als Ausgestoßener konnte er in ganz Nordirland nirgendwo mehr hin, der war völlig verzweifelt." Peter konnte nicht abdrücken. Er befahl ihm, im Ausland unterzutauchen. Und fragte sich: „Was hat dieser Krieg aus mir gemacht?"

Als Adoptivkind, das von seinen Eltern und Geschwistern hin und her geschubst worden war, hatte er immer nur eines gewollt: Kontrolle über sein eigenes Leben. Doch im Untergrund bestimmten andere über ihn, verlangten sogar den Kameradenmord.

Das war 1997. Seitdem hat sich Peter McGuire, wie er sagt, Schritt für Schritt aus der Ulster Volunteer Force zurückgezogen. Heute propagiert er politische Lösungen des Konflikts. Das Karfreitagsabkommen von 1998 sei keinesfalls eine Niederlage, wie es viele Loyalisten empfänden. „Unser strategisches Ziel ist doch gewesen, in Nordirland ganz normal leben zu können. Wir haben die Normalität gewonnen, und damit den Kampf." Mit dieser in seinen Kreisen exotischen Ansicht konfrontiert Peter McGuire auch die Jugendlichen, die seine Seminare besuchen.

In den schmalen Streifen zwischen den verfeindeten Stadtvierteln in Belfast dringt weder Polizei



Jugendarbeit statt Kampf: Ex-Terrorist Peter McGuire versteckt sich nicht länger im Untergrund, sondern sucht das Gespräch mit Jugendlichen. Hier auf einer Pferdefarm bei Derry.

Die Wunden sind noch nicht verheilt: Katholiken demonstrieren vor der Polizeistation Falls Road. Sie klagen die Polizei an, Michael O'Dwyer in der Haft zu Tode gequält zu haben.

noch Müllabfuhr vor. Sozialarbeiter Peter McGuire sucht hier Kontakt zu seinen früheren Gegnern.

Seit mehr als drei Jahren organisiert Peter „kritische Dialoge". Zielgruppen sind Jugendliche im Umfeld des Paramilitärs, die noch schwanken. „Es geht nicht darum, aus ‚schlechten' Menschen, ‚gute' zu machen. Wir machen ihnen nur klar, dass sie Alternativen haben", sagt Peter.

Jeden Einzelnen, der nach seinen Seminaren aus der Szene aussteigt, rechnet er sich als Erfolg an.

Peter Mc Guire und Joe Doherty haben sich in Nordirland nie getroffen, dabei gleichen sich ihre Vorhaben. Peter hat ein Studium der Sozialarbeit begonnen. Joe will eine Familie gründen, in einem Alter, in dem die meisten anderen fast erwachsenen Kinder haben.

Beide beginnen noch einmal von vorn, vielleicht ihren schwierigsten Kampf. Sie wollen gewinnen, was andere geschenkt bekommen: das ganz normale Leben.

Auf die Pauke hauen: Trommeln gehört zum Entspannungsritual, sobald das Peace Boat ablegt und die nächste Konfliktregion ansteuert.

Eine Überlebende von Hiroshima lässt einen Papierflieger über den Ozean gleiten. Sie reist oft auf dem Peace Boat mit, um Jüngeren von den Schrecken des atomaren Krieges zu erzählen.

10 / *Tacheles reden auf offener See*

Der Konflikt: Krisenherde an den Küsten der Welt
Die Friedensmacherin: Das „Peace Boat" aus Japan
Ihre Lösung: Friedenspädagogik auf hoher See

Seit 1983 kreuzt das Peace Boat drei Mal im Jahr durch die Weltmeere. Die „Studenten" dieser schwimmenden Universität analysieren Ursachen und Lösungen der Krisenregionen, in denen das Peace Boat vor Anker geht. Ziele wie Eritrea, Bosnien, Kolumbien, Israel oder Vietnam anzulaufen vermeiden Kreuzschiffe normalerweise. Die Passagiere des Peace Boats dagegen machen Landgänge und bitten Referenten an Bord, bewusst auch aus verfeindeten Lagern. Weit draußen auf dem Meer sprechen sie über Landminen, Flüchtlinge, Wiederaufbau und Versöhnung. Sie sollen das Gefühl der Bedrohung im Heimatland hinter sich lassen und zu vertrauensvollen Gesprächen finden. Ein Vergnügungsdampfer ist das Peace Boat aber auch: am Ende eines langen Tages voller Diskussionen und Workshops wird getanzt, Karaoke gesungen oder einfach nur gefeiert.

Fotograf: Uli Reinhardt / Zeitenspiegel

Krezfahrtschiff? Schwimmende Universität? Plattform für Aktivisten? All Dies ist das japanische Peace Boat zugleich. Seit 1983 dampft es mehrmals pro Jahr um den Globus. An Bord rund 1.000 Passagiere und die Botschaft: Frieden ist möglich.

Kein Kuscheltrip: Studenten aus Konfliktregionen wie Israel, Palästina und Korea diskutieren an Bord offen und manchmal heftig.

Flagge zeigen: Vor dem Einlaufen in den Hafen von Istanbul wird ein 35 Meter langes Transparent genäht, auf dem gegen die Entsendung von Truppen in den Irak protestiert wird.

Am ersten Tag drehen sich die Gespräche der jungen Menschen noch um Hobbys oder Lieblingssänger. Bald jedoch versuchen sie, sich gegenseitig niederzuschreien und die eigene Position als moralisch überlegen darzustellen.

Israel

11 / *Streiten lernen für den Frieden*

Autor: Tilman Wörtz, Zeitenspiegel
Fotograf: Frieder Blickle, Bilderberg

Der Konflikt: Streit ums heilige Land zwischen Juden und Palästinensern
Die Friedensmacherin: Die "School for Peace"
Ihre Lösung: Gespäche zwischen verfeindeten Gruppen

Der Raum misst zwölf mal fünfzehn Meter, darin zwei Dutzend Stühle im Kreis aufgestellt. Vorhänge schirmen die schmalen Fenster gegen die gleißende Sonne Israels ab, damit die jungen Palästinenser und Juden drei Tage lang ungeblendet reden, sich anschreien und anschweigen können. Durch eine Spiegel verglaste Rückwand werden Supervisoren beobachten, wie sich das Verhältnis zwischen ihnen verändert.

Die Methode der „School of Peace" in Neve Shalom gilt weltweit als Maßstab in Sachen Konfliktbearbeitung. Verfeindete Gruppen aus Zypern, dem Kosovo und Nord-Irland haben die Friedensschule schon besucht, auch Norditaliener und Sizilianer, Europäer und Amerikaner. Friedensexperten von Neve Shalom lehren an den Universitäten von Tel Aviv, Haifa und Jerusalem und vermitteln auf Konferenzen weltweit, was ihre Methode so neu und viel versprechend macht.

Die Methode zu vermitteln ist schwierig, denn sie widerspricht einer alltäglichen Erfahrung: „Unser Gefühl sagt uns, Menschen müssen sich nur richtig kennen lernen, um Hass und Vorurteile abzubauen", erklärt Nava Sonnenschein, Gründerin der „School of Peace", „doch Verständnis und Mitgefühl allein können Konflikte zwischen Gruppen nicht lösen".

Die Pädagogin diente selbst als Soldatin während des Yom Kippur-Krieges und gründete fünf Jahre später die „School of Peace", weil zu viele ihrer Freunde „sinnlos ihr Leben lassen mussten".

Streiten sollen sie sich auf der „School of Peace", ausdrücklich über schmerzhafte Themen. Die Dynamik des Konfliktes soll spürbar werden, niemand braucht einen anderen Teilnehmer nach dem Kurs „eigentlich ganz nett finden". „Wir erreichen trotzdem unser Ziel", behauptet Nava Sonnenschein „die Teilnehmer machen sich bewusst, welche Rolle sie im Konflikt spielen. Danach können sie sich nicht länger nur als Opfer sehen."

Der erste Tag, der „Nett-sein-wollen-Tag". Zehn Mädchen und sechs Jungen, alle aus einer elften Klasse, sitzen in bunter Reihe nebeneinander. Nur wenige lassen sich auf Anhieb an Kleidung und Auftreten als Juden oder Palästinenser erkennen. Obwohl die Jugendlichen alle im gleichen Staat leben, haben sie noch nie in ihrem Leben mit jemandem von der „anderen Seite" ein Gespräch geführt.

Damit sich das nun ändert, leiten eine arabische und eine jüdische Moderatorin das Treffen. „Redet offen, aber beleidigt niemanden", erklären sie die Verhaltensregeln, zuerst auf arabisch, dann auf hebräisch. Den palästinensischen Israelis soll - anders als im wirklichen Leben - gleicher Status wie den jüdischen Israelis eingeräumt werden. Nur so wird die erwünschte Dynamik eintreten können.

Alle lächeln nervös und auch erleichtert, während sie über Hobbies und Schule reden, feststellen, dass in der Palästinenserfraktion irgendwie alle an Gott glauben, bei den Juden dagegen Atheisten neben Strenggläubigen sitzen, dass jüdische Eltern sogar Partner ihrer Kinder über Nacht zu Hause dulden, während selbst den palästinensischen Jungs vom Vater diktiert wird, wann sie zu Hause sein müssen – allein.

„Wie wollen wir unsere Gruppe nennen?", fragen die Moderatorinnen nach den freundlichen Geplänkel in die Runde. „Freunde Israels", schlägt Anran vor. Er ist 17 Jahre, wohnt in einer jüdischen Siedlung auf besetztem Gebiet, will Soldat werden, um sein Volk vor den „Killer-Arabs" zu beschützen, ist zu dem Treffen nur gekommen, „um mal Ärger abzulassen".

Die Palästinenser lehnen seinen Vorschlag ab. „Wir identifizieren uns nicht mit dem Namen Israel. Lasst uns „Freunde des Friedens" nennen." „Warum könnt ihr euch mit dem Namen Israel nicht identifizieren?", insistiert Anran. „Seid ihr etwa gegen diesen Staat? Wollt ihr, dass wir verschwinden?" Er wirft Taher einen Kugelschreiber zu. „Stell dir vor, das wäre ein Zauberstab, was würdest du dir wünschen?" Auch Anrans Klassenkameraden drängen die Palästinenser, ihr Verhältnis zu den Juden zu klären.

Die jüdische Moderatorin Eleonor Amit unterbricht: „Erstens stelle ich fest, dass jetzt auch die Palästinenser nur noch hebräisch sprechen, und zweitens, dass die Juden viel mehr reden und von den Palästinensern Antworten fordern. Eleonor Amit ist 27 Jahre und Psychologiestudentin. Sie stammt aus einem rechts-konservativen Elternhaus, wurde als Schülerin von der Teilnahme an einem Treffen in Neve Shalom geprägt und engagiert sich seither in der Friedensbewegung.

Hinter der verspiegelten Wand schmunzelt Nava Sonnenschein: „Das hat sie gut beobachtet. An diesen Details lässt sich die Machtstruktur zwischen beiden Gruppen feststellen: Die Juden sind in diesem Raum wie auch im Staat die stärkere Gruppe. Sie suchte einen Weg, der die Identität jedes Einzelnen als Teil der Gruppe hervorhob.

Der zweite Tag. Die Moderatorinnen legen Fotos in die Mitte des Sitzkreises. Jeder soll eines davon interpretieren. Anran wählt ein Foto, das einen Soldaten zeigt. „Die Armee sorgt für unsere Sicherheit". Rabab entscheidet sich für eine Frau, die in Lumpen gekleidet ist und ihre Habseligkeiten in zwei Plastiktüten mit sich trägt. „Wir sind ein verarmtes Volk. Uns wurde unser Land gestohlen, wir haben nicht die gleichen Chancen wie die Israelis. Das muss sich ändern, wenn wir Frieden wollen."

Die Moderatorinnen greifen nicht in die Diskussion ein, als Rabab „wir" sagt und sich zur Sprecherin der Gruppe macht. Denn dadurch kommt die Gruppendynamik des Gesprächs in Gang. „Woher weißt du, dass die Frau auf dem Foto eine Araberin ist? Sie könnte doch auch Jüdin sein", blafft Anran sie an. Rabab keift zurück: „Ihr habt uns unser Land genommen und Hunderttausende zu Flüchtlingen gemacht."

Alle reden durcheinander, werden lauter und gehen dazu über, was Nava Sonnenschein die „Schlacht um die moralische Überlegenheit der Waffen" nennt. Jetzt geht es nur noch um die Frage, wer gegen wen den barbarischeren Krieg führt. Wer hat angefangen? Wer hat vorher mehr gelitten? Beide Seiten glauben sich in der Defensive, rechtfertigen ihre Gewalt als Gegengewalt.

Ein Buch, das Nava Sonnenschein zusammen mit anderen Wissenschaftlern geschrieben hat, erklärt mit zwei Theorien, wie Gruppenkonflikte entstehen: Die erste nennt Konkurrenz um Ressourcen als Ursache, im Palästina-Konflikt also die Ressource Land; die zweite Theorie setzt voraus, dass es zur

Nava Sonnenschein hat als Soldatin im Yom Kippur-Krieg gekämpft und dabei viele Freunde verloren. Anschließend gründete sie die School for Peace.
Ihr Überzeugung: „Wir sind alle Teil einer Gruppe und damit des Konflikts."

Identität jedes Menschen gehört, Teil einer Gruppe zu sein und sein Selbstwertgefühl mittels Vorurteilen und Hass auf andere zu steigern.

Mit der Diskussion, wer ziviler tötet, versuchen sich beide Gruppen moralisch abzuwerten und die eigene Gewalt zu legitimieren. Entsprechend heftig schaukeln sich nun die Emotionen auf und schwillt der Lärmpegel, bis die Moderatorinnen einen Schnitt machen und sich beide Gruppen für ein separates Gespräch zurückziehen.

Verzweiflung macht sich in der jüdischen Gruppe breit. „Ich versuch ja, sie zu verstehen. Aber warum verurteilen sie nicht die Selbstmordattentate? Da kann man doch nur radikal werden", meint Dror, 16, bezeichnet sich selbst als „politisch links". Die Moderatorin hakt nach: „Ihr seht euch in der schwächeren Position. Haben nicht auch die Palästinenser Grund, sich als Opfer zu fühlen?"

„Sackgasse" nennt sich dieses Stadium der Gespräche, an dem die Moderatorin Eleonor Amit kurz unterbricht. Noch bevor sie das Zimmer fürs Personal der „School of Peace" erreicht, entlädt sich ihre Anspannung in Tränen. „Ich fürchte jedes Mal, dass ich die Gruppe nicht über diesen Punkt hinauskriege und sie radikalisiert nach Hause fährt." „Das arbeitet in denen, wart's ab", beruhigt sie Nava Sonnenschein.

Nach der Pause sollen beide Gruppen nun die Verhandlung um eine neue Verfassung simulieren: Wie sollen die nationalen Symbole aussehen? Wie die Rechte der palästinensischen Minderheit? Sie haben vereinbart die Friedensverhandlungen auf arabisch zu führen und eine Übersetzung zu erzwingen. Immer wieder beraten beide Gruppen separat und kehren an den Verhandlungstisch zurück.

Schließlich kann auf einer simulierten Pressekonferenz die verblüffend liberale Verfassung des neuen Israels verkündet werden: Landessprache ist Englisch, neben Arabisch und Hebräisch, die Flüchtlinge dürfen zurück, Palästinensern stehen alle Berufe offen, außer der Abteilung „Terrorprävention" des Geheimdienstes. Beim Landesnamen konnte die Runde allerdings keine Einigung erzielen.

Zum Abschied liegen eine Rose und ein Dornenzweig in der Mitte des Kreises bereit, die einzeln oder gemeinsam einem Gegenüber überreicht werden sollen. Dror gibt eine Rose und einen Dornenzweig an Rabab. „Die Rose weil du mit uns diskutiert hast, den Dornenzweig, weil du den Terror nicht verurteilst." Rabab reicht sie an Anran weiter: „Weil in dir ein guter Kern steckt, Du aber nicht zuhören kannst." Anran schmeißt den Dornenzweig weg. Er gibt Taher nur die Rose: „Weil du den Mund gehalten hast".

Trotz heftiger Auseinandersetzungen enden die Gespräche meist mit einem friedlichen Akt. Hier führen Palästinenser am letzten Abend einen traditionellen Tanz auf.

Durch eine verspiegelte Scheibe lässt sich die Diskussion im Begegnungsraum verfolgen. Künftige Mediatoren lernen dabei, nach welchen Mustern Streitgespräche ablaufen.

Der Knast tanzt: Häftlinge lockern sich auf, bevor ein Seminar zum Thema Menschenwürde beginnt – ein Fremdwort in den Armenvierteln, aus denen viele von ihnen kommen.

Südafrika

Hacke, Spitze eins-zwei-drei: Schüler zeigen, wie sich Gemeinschaftssinn beim Tanzen entwickeln lässt. Nicht überall in Kapstadt spielt sich Zusammenleben so harmonisch ab wie in dieser Schulklasse.

12 / *Schwere Jungs, sanfte Hand*

Der Konflikt: Diskriminierung und Gewalt in Gefängnissen
Die Friedensmacherin: Victoria Maloka vom Centre for Conflict Resolution
Ihre Lösung: Konfliktraining mit Insassen und Wärtern

Der Alltag der Insassen in südafrikanischen Gefängnissen ist bestimmt vom Kampf um die Rangstellung innerhalb der eigenen Gang und gegenüber rivalisierenden Gruppen. Victoria Maloka vom Zentrum für Konfliktschlichtung (CCR) aus Kapstadt macht ihnen in Rollenspielen und Gruppentherapien klar, dass gegenseitiger Respekt eine angenehme Erfahrung sein kann und Streit auch anders als mit Rasierklingen oder Fäusten gelöst werden kann. Die Mordrate in Vorberg ist durch Victoria Malokas Arbeit deutlich gesunken. Sie hofft, für mehr Sicherheit auch jenseits der Gitter sorgen zu können. Den Insassen macht sie klar, dass sie nach ihrer Entlassung nicht sofort wieder im Knast landen, wenn sie ihre Ratschläge befolgen.

Fotos: Uli Reinhardt / Zeitenspiegel

Willkommen im Pullsmore-Gefängnis: Die hohe Verbrechensrate von Kapstadt füllt den Knast – die bedrohliche Enge hinter den Mauern führt zu mehr Verbrechen. Ein Teufelskreis, den die Konfliktschlichter durchbrechen wollen.

Leichte Hand für schwere Jungs: Mit Charme und Geschick bringt Victoria Maloka Schwerverbrechern Manieren bei. Streitschlichten liegt in der Familie: Ihr Vater wirkte als Friedensrichter in seinem Dorf.

Das Projekt

13/ *Wie man Frieden macht*

von Michael Gleich

Wie man Krieg führt, weiß jeder. Das wussten Menschen schon, als sie noch nicht einmal die Sprache erfunden hatten. Faust oder Keule genügten. Mann gegen Mann, Sippe gegen Sippe. Aus der spontanen Auseinandersetzung wurde der organisierte Krieg. Mit eigens dafür ausgebildeten Heeren, mit immer ausgefeilteren Waffen. So paradox es klingt: Krieg war eine Kulturleistung der Menschheit.

Jetzt muss sie nur noch herausfinden, wie man Frieden schließt. Das scheint allerdings weit komplizierter zu sein. Die Vereinten Nationen versuchen sich seit Jahrzehnten daran. Aber es gibt auch Menschen, die nicht darauf warten wollen, bis die großen Friedenspläne greifen.

Der Tamile Singham flieht vor der Gewalt in Sri Lanka nach Berlin. Doch als er am Ziel ist, mit Frau und Job und deutschem Pass, beschließt er zurückzukehren, um sich in seiner Heimat zu engagieren. Viele Dörfer im Norden der Insel sind durch den Bürgerkrieg verwüstet, die Menschen vertrieben. Mit Spenden deutscher Freunde beginnt Singham Mitte der 90er Jahre, Häuser für Flüchtlinge zu bauen. Erst zehn, dann 65, dann ganze Dörfer. „Ich beobachte sehr lange, bis ich verstehe, was wirklich gebraucht wird", sagt Singham, „erst dann legen wir los." Mittlerweile pilgern Vertreter großer Hilfsorganisationen zu ihm, um von seinen Methoden zu lernen. Auch eine Ökofarm und eine Schule für gehörlose Kriegswaisen zählen zu seinen Projekten.

Das Leben von Joe Doherty und Peter McGuire war geprägt von Mord und Totschlag. Im nordirischen Bürgerkrieg kämpfte der eine auf katholischer, der andere auf protestantischer Seite. Zwei schwere Jungs. Joe saß wegen Mordes im Gefängnis, Peter wegen Entführungen. Seit ihrer Entlassung kämpfen sie auf der Straße weiter – als Sozialarbeiter. Sie holen Jugendliche aus dem Dunstkreis militanter Gruppen, sorgen für Computer- und Bewerbungskurse, um die beruflichen Chancen der Kids zu verbessern. Sie bringen die verfeindeten Seiten zu Gesprächen zusammen. Dabei nutzen die beiden ihren Ruf als sagenumwobene Terroristen. „Für mich jedoch", sagt Joe Doherty, „ist die Zeit der Helden vorbei."

Ein ehemaliger Asylbewerber, zwei bekehrte Untergrundkämpfer: alle sind Vertreter einer neuen Generation von politisch Engagierten, die in den vergangenen 15 Jahren herangereift ist. Sie suchen nach Lösungen in Krisenregionen, ob in Afghanistan, dem Nahen Osten, auf dem Balkan oder den Philippinen. Diese „Friedensengel" bauen Schulen und Krankenhäuser wieder auf, betreuen traumatisierte Familien, besorgen ehemaligen Kindersoldaten eine Lehrstelle, brechen die verhärteten Fronten zwischen verfeindeten Volksgruppen auf. Sie verstehen sich als Macher, für die Erfolge mehr zählen als Absichten: Gut gemacht statt gut gemeint.

Auch äußerlich hat sich etwas geändert. Anstelle von Jesus-Latschen, Schlabberpullis und

„Peace"-Stickern, einst Kennzeichen der Friedensbewegten, gehören heute Laptop, Handy und Filofax zum Standard. Die Initiativen sind schlagkräftiger geworden, weil man Klüngeleien zugunsten von Allianzen aufgegeben hat. Über das Internet stehen sie zu Tausenden miteinander in Kontakt. Erfolgreiche Konzepte aus Afrika werden kurzerhand in Asien oder Südamerika kopiert.

In diesem Netzwerk sieht der frühere UN-Generalsekretär Kofi Annan eine neue, gleichberechtigte Kraft neben Staaten, Konzernen und multinationalen Organisationen: „In keinem Bereich ist ein gemeinsames Vorgehen mit der Zivilgesellschaft wichtiger als beim Versuch, Gewaltkonflikte zu vermeiden."

Eine sanfte Gegenmacht hat sich an den Brandherden der Weltpolitik etabliert – weitgehend unbemerkt von der Öffentlichkeit. Während die Kriegstreiber für Schlagzeilen sorgen, wirken die Friedensmacher im Verborgenen. Mancherorts gehört Diskretion zu ihren wirksamsten Waffen.

Wer Konflikte lösen will, braucht einen langen Atem. Denn wonach bemisst sich der Erfolg? Nähme man das Erreichen des Weltfriedens zum Maßstab, hätten alle Pazifisten gründlich versagt. Doch die Pragmatiker von heute verbuchen es als Erfolg, wenn Rebellen ihre Waffen abgeben wie in Mali; wenn die Armee Straßensperren räumt wie in Israel; wenn in Belfast katholische Kinder wieder durch ein protestantisches Viertel zur Schule gehen können; wenn Minenfelder geräumt werden und Bauern wieder ihre Felder betreten können wie im Norden Sri Lankas; wenn ehemalige Kämpfer zivile Berufe lernen wie in Uganda. Jede Verbesserung ist mühsam erkämpft, oft unter Lebensgefahr. Friedensstifter stören empfindlich die Kreise der Kriegstreiber.

Die gemeinnützige Stiftung „Peace Counts", vor vier Jahren von deutschen Journalisten gegründet, holt sie ins Rampenlicht. Unesco und Auswärtiges Amt unterstützen das Medienprojekt: Acht Reporter und fünf Fotografen legten rund 60 000 Kilometer zurück, um Friedensmacher in 25 Konfliktregionen zu beobachten. Designer, Friedenspädagogen und Konfliktforscher halfen, die Recherche-Ergebnisse aufzubereiten: zu Unterrichtsmaterialien, Radioreportagen, Internet-Auftritt, Fotoausstellung und dem Buch „Die Friedensmacher". Die überraschende Bilanz der Expedition: Erfolgreiche Friedensmacher sind Unternehmertypen, die ihre Vision einer friedlicheren Gesellschaft vor allem mit effizientem Management verwirklichen. Eine innovative Mischung aus Mahatma Gandhi und Bill Gates.

Für Barbara und Henner Papendieck zum Beispiel ist Frieden eine Geldfrage. Seit elf Jahren leben sie im Norden Malis. Die Region leidet unter Dürre und den Folgen der Tuareg-Rebellion im Jahr 1990. Damals erhoben sich die Nomaden gegen die Regierung, weil ihre Heimat im Elend versank. Trockenperioden und Heuschreckenplagen lassen

die Unruhen immer wieder aufflackern.

„Echter Frieden kommt erst dann, wenn es den Menschen deutlich besser geht", sagt Henner Papendieck. Das Ehepaar, Anfang 60, sieht in wirtschaftlicher Hilfe die wirksamste Lösung für den Konflikt. Rund 55 Millionen Euro konnten die beiden mit Unterstützung der Deutschen Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit bisher in den Norden leiten.

Das Geld gibt es nicht gratis. Weder für die wandernden Tuareg noch für die sesshaften Songhai, seit je erbitterte Feinde. Die Papendiecks treten an die Ältesten eines Dorfes oder einer Sippe mit Forderungen heran: „Wir vergeben nur dorthin Gelder, wo Frieden herrscht. Ihr könnt uns dabei beraten." Ausschließlich an Orten, wo sich die Gegner von einst zusammenraufen und die Projekte einträchtig betreiben, fließen die Mittel. Für Bewässerungspumpen, Schädlingsbekämpfung, Schulen und Werkstätten zur Berufsausbildung. „Mit jedem Landstrich, der bewässert und fruchtbar wird, wächst die Zuversicht der Menschen. Sie merken, dass es sich für jeden lohnt, wenn die Lage stabil bleibt."

Wer Frieden schaffen will, muss solides Handwerk beherrschen. Geld beschaffen, Arbeitsschritte planen, Mitarbeiter motivieren, Kontakte zu Regierungen und Stiftungen pflegen, Kompetenzstreitigkeiten schlichten, die Öffentlichkeit informieren. Eine der wichtigsten Voraussetzungen, so meint der norwegische Friedensforscher Johan Galtung, bestehe darin, die Ursachen von Konflikten analysieren zu können. Geht es in Nordirland wirklich um die Religion - oder darum, ob sich Protestanten und Katholiken die Macht teilen können? Hassen sich Tamilen und Singhalesen wirklich - oder entzündet sich der Bürgerkrieg in Sri Lanka nicht eher am wirtschaftlichen Gefälle zwischen Nord und Süd? Nur wer die tatsächlichen Interessen der Konfliktparteien kennt, kann Lösungen finden, bei denen alle gewinnen. Oder wenigstens den Überblick behalten.

In vergangenen Jahrhunderten erklärten Staaten anderen Staaten den Krieg, dann kämpfte Armee solange gegen Armee, bis die Präsidenten wieder Frieden schlossen. Solche nach Völkerrecht geregelten Konflikte sind selten geworden. Bürgerkriege, Aufstände und terroristische Anschläge bestimmen das Bild. Gewalt bricht eher im Herzen von Gesellschaften aus als an ihren Grenzen. Deshalb versagen häufig die herkömmlichen Werkzeuge der Diplomatie. Regierungschefs und Konferenzen können beschließen, was sie wollen - Separatisten, Söldner oder radikale Splittergruppen handeln nach eigenen Gesetzen. Die neuen Kriege erfordern einen neuen Typus von Friedensmachern.

Gebraucht werden Menschen wie Elena Gulmadova. Die 30-jährige Tadschikin hat Medizin studiert. Nach einigen Jahren als Gynäkologin packte sie das Fernweh. Zufällig wurden gerade Freiwillige für Auslandseinsätze gesucht.

In einem dreimonatigen Schnellkurs wurde Elena zur Diplomatin umgeschult. Ihr erster Einsatzort war Sarajewo, dann wurde sie nach Mazedonien geschickt, wo im Jahr 2001 die schwelende Feindschaft zwischen muslimischen Albanern und christlichen Mazedoniern zum bewaffneten Konflikt angefacht wurde. Ein kurzer Krieg reichte, um weite Landstriche zu verwüsten.

Das Misstrauen zwischen den Religionen schien unüberwindlich. Elena vermittelt im Auftrag der Organisation für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa (OSZE) bei Fehden zwischen den Volksgruppen. „Im Kreissaal habe ich gelernt, einen klaren Kopf zu bewahren, auch wenn es um Leben und Tod geht. Das kommt mir jetzt zugute." Etwa, wenn die Bewohner eines albanischen Dorfes voller Panik anrufen, weil sie von mazedonischen Geschützen beschossen werden. Es ist nachts, keiner weiß, wie die Kämpfe ausbrechen konnten. Elena ruft den mazedonischen Kommandanten an: Dessen Einheit hat Schüsse gehört und zurückgeschossen - dabei war im Dorf nur Hochzeit gefeiert worden, wie üblich mit Freudensalven. Elena kann das Missverständnis aufklären. Feuer einstellen, befiehlt der Offizier.

Nicht immer ist es so einfach, Frieden zu stiften. Wieviel Geld für den Wiederaufbau bekommen die Muslime in einer Stadt, wieviel die Christen? Wie überzeugt man Eltern, ihre Kinder in eine gemeinsame Schule zu schicken? Weil ihr Vater zu Allah betete, ihre Mutter zum Gott der Christen, wird Elena von beiden Seiten akzeptiert: als Neutralität in Person. Auch wenn Verhandlungen sich endlos hinziehen, sieht Elena das Positive: „Solange die Menschen miteinander reden, schießen sie nicht."

Peace is possible! Auf diesen kurzen Nenner lässt sich das Ergebnis der weltweiten Expedition Peace Counts bringen. In all jenen Gebieten, die in den Abendnachrichten nur als Brennpunkte vorkommen, trafen die Reporter des Projekts Menschen und Initiativen, die für das andere stehen: für optimistisches Engagement und konstruktive Lösungen. „Früher wurden uns als Vorbilder für Frieden immer historische Gestalten wie Mahatma Gandhi, Martin Luther King und Mutter Teresa empfohlen", erklären sie. „Doch der Effekt war zwiespältig, weil sich in die Bewunderung gleich der Zweifel mischte: Das sind absolute Giganten, nie werde ich nachmachen können, was sie vorgemacht haben! Die heutigen Friedensbotschaften handeln von anfassbaren Menschen mit Adresse, Telefonnummer und E-Mail. Man muss weder heilig noch ein Held sein, um sich zu engagieren. Frieden ist machbar! Und seine Macher sind Menschen."

14 / *Die Fotografen*

Frieder Blickle

Jahrgang 1956, gehört zu den renommiertesten Fotoreportern in Deutschland. Nach seiner Zeit als Vertragsfotograf bei der Wochenzeitung DIE ZEIT arbeitet er frei für Zeitschriften wie Focus, GEO, Natur, Spiegel und Stern sowie für große Unternehmen wie BMW, ERCO und Deutsche Lufthansa. Seine Leidenschaft gilt Langzeitprojekten, die er in Buchform publiziert, etwa „New York zu Fuß". Für seine Arbeit „Leben am Fluß" erhielt er im Jahr 2000 den 1. Preis der Photobiennale in Bad Tölz. Blickle ist Mitglied der weltweit tätigen Fotografengruppe Bilderberg

Wie ist dieses Bild entstanden?

Dieses Diskussionsbild zeigt Jugendliche, Gymnasiasten. Sie trafen sich an einem Wochenende in Neve Shalom. Die Jugendlichen aus Israel und die plästinensischen Schüler wollten. In drei Tagen mehr über den Konflikt zwischen ihren Völkern, sich selbst zu erfahren. Eventuell auch eine Idee für eine Friedenslösung erarbeiten.
Das Bild entstand in einer Pause. Nach einer hitzigen Diskussion verließen alle den Diskussionsraum zur Pause, nahmen aber ihre Emotionen und Argumente mit hinaus und diskutierten weiter. Sie nahmen mich überhaupt nicht war obwohl ich sie mit der Kamera umkreiste wie bei der Fahrt einer Filmkamera. Den Kern dieses Wochenendes habe ich in knapp zehn Minuten eingefangen, in denen an der visuellen Oberfläche erschien, was sonst die Menschen mehr im Inneren bewegt. Für mich ist bezeichnend für den Konflikt zwischen den Parteien in Israel und Palästina, dass es aufgrund von äusserlichen Merkmalen wie Kleidung, Gesicht etc. unmöglich ist, zu sehen wer welchen Hintergrund hat. Die Erfahrung von Neve Shalom bei diesen Treffen ist, dass eine Traurigkeit der Teilnehmer bei der Abreise nach diesem Wochenende oft eine nachhaltiger Erfahrung ist, die in Zukunft das Denken der Teilnehmer neu bestimmt, als euphorische Verbrüderungstimmung. Oft haben in den Projekten und Konfliktregionen die Menschen eine große Hoffnung, daß eine Darstellung nach Außen, ihnen vielleicht helfen könnte ihren Konflikt zu lösen. Oft habe ich auch das Gefühl, dass Sie deshalb meine Arbeit, die Arbeit eines Fremden, unterstützen. Für mich ist die Teilnahme an einem solchen Wochende eine Erfahrung, in der ich weit mehr über den Konflikt in dieser Region erfahren habe, als in drei Jahre Nachrichten verfolgen und Zeitung lesen. Gleichzeitig

habe ich gesehen, wie bestimmte Reaktionen: z.B. Misstrauen, Agression menschlich und ehrlich sind. Sie können sogar, wenn sie offen geäußert werden, schon ein erster Schritt aufeindander zu sein. Ob die Weitergabe von Informationen, eine Reportage, am Ende etwas bewirkt oder bewegt, kann ich schwer beurteilen und ist von vielen Faktoren abhängig, die man als Journalist nicht beeinflussen kann.

Warum betreiben Sie Friedensjournalismus und nicht Kriegsberichterstattung?

Weil ich glaube, wenn ich für meine eigene Sicht der Welt Konfliktlösungen und die Arbeit an Projekten aus der Nähe sehen kann, ist dies eine journalistische Arbeit die mir mehr für meinen Kopf und für mein Leben bringt und ich kann auch weit individueller eine Reportage und Geschichte konzipieren und erzählen.
Wenn ich vor Ort wäre und unfreiwillig in einen bewaffneten Konflikt käme, würde ich versuchen dies in Bildern zu erzählen und weiter zu geben. Aber bewusst in ein Kriegsgebiet als Reporter zu reisen, ist nicht mein Ziel. Als Fotojournalist interessieren mich andere Themen. In der Kriegsfotografie ist oft die vordergründige Aktion die Nachricht oder das Motiv. Diese Motive sind optisch „so laut" dass Sie Hintergrundreportagen zur gleichen Zeit fast unmöglich machen. Bei der Arbeit an Friedensprojekten geht es meist um individuelles Engagement einzelner Personen. Ihr Einsatz und ihre Ideen bewegen etwas vor Ort und schaffen Vertrauen. Dies mit der Kamera zu beobachten und zu erzählen ist für mich interessanter als die Auseinandersetzung mit Waffen darzustellen.

Paul Hahn

Was möchen Sie mit diesem Foto genau ausdrücken?
Wenn man in Rio von den vielen Morden und den Waffen hört, kann man sich das alles nicht so richtig vorstellen. Wenn man jedoch ein Foto hat, auf dem hunderte von Waffen zu sehen sind mit der Begleitinfo: alles illegale Waffen, von der Polizei sichergestellt, dann kann man die Dimension des Problems leichter begreifen. Den Polizisten habe ich ins Bild gestellt, damit man sofort den Bezug von Waffen und Polizei hat, sonst könnte das ja irgend ein Waffendepot sein, vielleicht eines Sammlers, Waffenverrücktem oder sonst wem. Was mir wichtig ist: der Zugang zu Handfeuerwaffen sollte weltweit drastisch erschwert werden. Zumal ein Drittel der auf dem Bild zu sehenden Waffen wurde legal gekauft und wanderte dann über den Schwarzmarkt in die falschen Hände. Hier müßten die Gesetzgeber gegenüber der Waffenlobby standhaft bleiben und viel schärfere Waffengesetze erlassen.

Was hat sich in Ihrem Leben aufgrund der Erfahrungen als Fotograf verändert?
Diese Fotografie ermöglicht mir, in die Lebenswelt anderer Menchen bis hin zu ihrer Privatsphäre vorzudringen. Dies ist ein absolutes Privileg und erfordert einen verantwortungsvollen Umgang. Das Reisen mit journalistem Auftrag bedeutet ein andauerndes Lernen, über Menschen, Länder und Kulturen.
Dies ist somit eine riesige Möglichkeit den eigenen Horizont zu erweitern, läst einen Abschied nehmen von Vorurteilen, zeigt einem die Großartigkeit und Häßlichkeit der Welt zugleich. Man muss nah rangehen, geduldig sein und hinschauen können. Dann bekommt man Schönes zu sehen, muss aber auch aushalten, was man lieber nicht gesehen oder gehört hätte. Ich habe bei allen Peace counts Geschichten darauf geachtet, daß ich möglichst das Problem sowie den Lösungsansatz zeigen kann.

Paul Hahn, Jahrgang 1961, arbeitet seit 1991 als freier Fotodesigner. Ein Arbeitsschwerpunkt sind Reportagen im entwicklungspolitischen Bereich. Mit besonderem Einfühlungsvermögen gelingt es ihm in seinen Bildern, die Menschen und ihre Geschichte in den Mittelpunkt zu stellen. 1990 Gewinner des Preises des Bundes Freier Fotodesigner (BFF) für die Beste Diplomarbeit Deutschlands mit einer GEO-Reportage über Siebenbürgen/Rumänien. Neben der Reportage arbeitet Hahn, Mitglied der Fotoagentur laif , auch in den Bereichen Porträt und Reise sowie Unternehmenskommunikation. Er veröffentlicht in Magazinen wie Brand eins, Merian, Stern und Focus. *www.paulhahn.de*

Uli Reinhardt

Wie ist dieses Bild entstanden?

Das Bild ist im Norden Malis entstanden. Bis vor wenigen Jahren tobte dort ein Bürgerkrieg mit den Tuareg, dessen gelungene Befriedung ein Paradebeispiel für umsichtige und zurückhaltende Taktik geworden ist. Mit einem Etat der GTZ ausgestattet verfolgten dort das deutsche Ehepaar Henner und Barbara Papendieck beharrlich und behutsam die Strategie „Geld gegen Frieden". Was die Menschen dort dringend brauchen ist Wasser für ihre Felder, der Ertrag dieser Felder bedeutet Wohlstand, die flächendeckende Beschaffung von Pumpen kann die Wasserversorgung garantieren. Die langjährige Erfahrung der beiden Deutschen sagte Ihnen, dass sie zwar alle Fäden zusammenhalten mussten, für die Verhandlungen aber ortsansässige Respektpersonen bräuchten. Einer dieser Mediatoren war Yehia, der Sohn eines Tuareg-Häuptlings. Mit großem Geschick und noch größerer Geduld räumte der Mann in tagelangen Verhandlungen immer wieder auftretende Schwierigkeiten aus dem Weg.
Die Szene mit dem Handschlag ist der triumphale Schlusspunkt einer eintägigen zähen Verhandlung, in der es um Bodenrechte und Bewässerung ging: „Wir sind alle in Gottes Hand" besiegelt die Einigung, die das Anlegen einer großen Reisfelder-Fläche möglich macht, und so die Ernährung zweier Dörfer sichert. Ein bewegender Moment auch für mich als Fotografen, der ich das Tauziehen im offenen Zelt, die Zwiegespräche beim Tee, das Wieder-Zusammenführen der Kontrahenten zur von Yehia selber angerichteten Reisschale aus nächster Nähe beobachtet hat.

Uli Reinhardt, Jahrgang 1947, kam auf Umwegen zur Fotografie. Nach einem Studium der Mathematik und anschließendem kurzen Gymnasiallehrerdasein arbeitete er ab 1973 als Fotoreporter beim Zeitungsverlag Waiblingen. 1985 begründete er zusammen mit Ingrid Eißele und anderen die Reportage-Agentur Zeitenspiegel. Seitdem fotografiert für alle namhaften deutschen und ausländischen Magazine politische und soziale Themen. *www.zeitenspiegel.de*

15 / *Die Autoren*

Uschi Entenmann

Jahrgang 1963, ging vor 15 Jahren von den Stuttgarter Nachrichten zur Reportageagentur Zeitenspiegel und baute das erste Kuba-Büro der Agentur in Havanna auf. Sie ist ebenso bodenständig wie aufbruchslustig, arbeitet genauso gern im Schwäbischen wie in Lateinamerika und Afrika. Im Mittelpunkt ihrer Geschichten stehen immer die Menschen. Ihre Texte erscheinen unter anderem im Stern, Focus und Merian.

Michael Gleich

Jahrgang 1960, hat sich als Wissenschaftspublizist und Journalist darauf spezialisiert, komplexe Themen anschaulich und spannend zu vermitteln. Zu seinen zahlreichen Publikationen gehören die Bücher „Mobilität - Warum sich alle Welt bewegt", „Life Counts - Eine globale Bilanz des Lebens" und „Web of Life. Die Kunst vernetzt zu leben".
Gleich wurde vielfach mit Preisen ausgezeichnet, u. a. mit der „Wirtschaftsreportage des Jahres" (1994), dem Publizistikpreis „Mobilitätsbedürfnisse", verliehen von der Alcatel SEL Stiftung (1998), der Auszeichnung „Wissenschaftsbuch des Jahres" (2000) und zweimal mit dem „Medienpreis Entwicklungspolitik", verliehen vom Bundespräsidenten.

Tilman Wörtz

Jahrgang 1973, hat in Erlangen VWL, Politik und Spanische Literatur studiert. Während des Studiums arbeitete er ein halbes Jahr an der deutschen Industrie- und Handelskammer in Mexiko-City und ging mit einem DAAD-Stipendium für Wirtschaftswissenschaftler an die Sorbonne, Paris. Er hatte schon immer den Verdacht, dass mehr Wahrheit im Schicksal einzelner Menschen steckt als in allen Theorien der Welt. In seinen Reportagen für die Agentur Zeitenspiegel sucht er nach spannenden Lebensgeschichten, derzeit in und um Shanghai.

16/ *Das Projekt Peace Counts School*

Dieser Ausstellungskatalog ist im Rahmen des Projektes Peace Counts School entstanden.
Das Projekt Peace Counts School geht von der Überzeugung aus, dass es im Sinne einer modernen und alltagstauglichen Friedenserziehung wichtig ist, besonders Kindern und Jugendlichen in Form faszinierender Reportagen Vorbilder für Frieden anzubieten und die Auseinandersetzung mit den Bedingungen des Friedens durch gezielte Lernangebote zu ermöglichen. Dadurch sollen Kinder und Jugendliche ermutigt werden selbst Verantwortung für ihre Um- und Mitwelt zu übernehmen und sich für die Belange des Friedens und der Völkerverständigung einzusetzen.

Peace Counts School entwickelt hierzu Materialien und Lernmodell und stellt diese für die schulische Praxis zur Verfügung. Hierzu gehören die Ausstellung „Peace Counts", ein pädagogisches Begleitprogramm zu dieser Ausstellung, spezielle Unterrichtsmaterialien, Poster, Internet-Angebote usw.

Peace Counts School ist ein Projekt des Instituts für Friedenspädagogik Tübingen e.V., in Kooperation mit der Peace Counts Foundation und der Agentur Zeitenspiegel.

Das Projekt Peace Counts School wird gefördert von der Robert Bosch Stiftung und der Berghof Stiftung für Konfliktforschung.

www.friedenspaedagogik.de
www.peace-counts-school.org

17 / *Literaturhinweise und Materialien*

· Petra Gerster und Michael Gleich: Die Friedensmacher. Hanser Verlag, München 2005, mit der CD-ROM „Peace Counts".

· CD-ROM „Peace Counts. 2005 - die besten Reportagen". Für Win und Mac. Institut für Friedenspädagogik Tübingen e.V., Tübingen 2005.

· CD-ROM „Peace Counts. Best Reports". Für Win und Mac. Institut für Friedenspädagogik Tübingen e.V., Tübingen 2007. (englisch)

· Günther Gugel: Lernen, Frieden zu machen. Pädagogisches Begleitprogramm zur Ausstellung „Peace Counts. Die Erfolge der Friedensmacher". Tübingen 2007.

· Posterfassung der Ausstellung Peace Counts. 12 Poster im Format DIN A1, vierfarbig. Bezug: Institut für Friedenspädagogik Tübingen e.V., Tübingen 2007.

· Ausstellung „Peace Counts. Die Erfolge der Friedensmacher". Informationen und Verleih über die Agentur Zeitenspiegel. *www.zeitenspiegel.de*

Internet:

www.peace-counts.org

Alle Reportagen im Volltext sowie umfangreiches Bildmaterial.

www.peace-count-school.org

Unterrichtsmaterialien zu „Peace Counts" zum Downloaden.

www.friedenspaedagogik.de

Umfangreiche Materialien zum Thema Konfliktbearbeitung, Friedensjournalismus, Gewaltprävention.

Impressum

„Peace Counts. Die Erfolge der Friedensmacher". Katalog zur Ausstellung, Redaktion: Günther Gugel.

© 2007, Institut für Friedenspädagogik Tübingen e.V.

© 2007 Textrechte bei den Autoren, Bildrechte bei den Fotografen

Institut für Friedenspädagogik Tübingen e.V., Corrensstr. 12, 72076 Tübingen, Tel.: 07071/920510

kontakt@friedenspaedagogik.de. *www.friedenspaedagogik.de*

Fotos: Uli Reinhard, Zeitenspiegel; Frieder Blickle, bilderberg; Paul Hahn, laif

Layout: Patrick Reinhardt, Zeitenspiegel

Druck: Deile, Tübingen

Gefördert von der Robert Bosch Stiftung und der Berghof Stiftung für Konfliktforschung.

Peace Counts *project*

Institut für Friedenspädagogik
Tübingen e.V.

ISBN folgt